

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XVI. Jahrgang.

Ausgegeben am 18. Mai 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N. 33.

## Im Wahn.

Rachbrut verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Novelle aus dem Seelenleben von Bernhard Wagener.

(Schluß.)

IV.

Der Prozeß gegen den Neger nahm schnellen Verlauf; es war ein leichtes, eine Menge Belastungszeugen in der Kolonie zu ermitteln, welche den Angeklagten von verschiedenen Gelegenheiten her rekonoszieren konnten und unter denen der Generalgouverneur, welcher die Bekanntschaft am hellen Tage gemacht, einer der zuverlässigsten war. Der Neger machte dem Gerichtshofe die Sache dadurch leicht, daß er mit schätzenswerther Offenheit alles eingestand, was sich auf seine Person zurückführen ließ; desto unzugänglicher war er freilich in Betreff seiner Mitschuldigen. In der Mehrzahl der Fälle war eine Beihilfe anderer Personen weder nachzuweisen, noch wahrscheinlich; bei dem Uebersalle der „Eise“ war die Sache desto weniger zweifelhaft, ich trug die Spuren davon noch lange genug an meinem Körper mit herum. In Ermangelung eines besseren Anhaltes hatte Doktor Schrade eine möglichst genaue Beschreibung des Mannes mit dem Pflaster auf dem Auge gegeben und die Polizei machte die größten Anstrengungen, des Menschen habhaft zu werden. Indes so fruchtlos wie möglich; es fand sich keine Spur von ihm, in der Chinesenstadt, namentlich bei dem wackeren Tjung, war nicht einmal eine Erinnerung wachzurufen.

Wer zu jener Zeit in Batavia anwesend war, wird sich ohne Zweifel der letzten öffentlichen Sitzung in diesem aufregenden Prozesse erinnern. Dem Schwarzen, der mit Handschellen gefesselt, eine äußerste Seelenruhe an den Tag legte, wurde das Urtheil verlesen, und der Vorsitzende hielt es für angemessen, einige anerkennende Worte über die Geständnisse des Angeklagten fallen zu lassen.

„Sie verdanken der Aufrichtigkeit, mit welcher Sie alle Belastungsthatfachen freiwillig eingestanden haben, die Milde des Urtheils!“ schloß der Richter seine Rede.

Der Gefangene lächelte in seiner verschmitzten Weise und antwortete: „Ich würde bedauern, wenn Sie mich überschätzten. Meine Aufrichtigkeit ist nicht erwähnenswert, da ich nur mit

dem Bewußtsein Geständnisse machte, in zwei Wochen ein freier Mann zu sein.“

Große Sensation. Der Richter fuhr mit geröthetem Gesichte auf und sagte: „Sie gehen weit in der Offenherzigkeit; es wird dafür georgt werden, daß Sie auch im Gefängnisse Handschellen tragen!“

Was nun folgte, war von überwältigender Wirkung. Der Gefangene sah stumm aber mit dem alten spöttischen Lächeln auf die Fessel nieder, dann drehte er die Hände in den Ringen, bis sie die Verbindungsstange packen konnten, dann eine Anstrengung, ein dumpfer Krach, und als Antwort streckte der Mann dem Richter beide Arme entgegen, deren jeder mit einem Bruchstücke des Eisens geziert war. Die Versammlung packte es wie Entsetzten vor einem entfesselten Raubthiere; die Polizeisoldaten machten eine schnelle Rückwärtsbewegung bis an die Thür, vermuthlich der eigenen Sicherheit wegen, der Gerichtshof erhob sich wie ein Mann, im Publikum wurde von einigen Neancinstimmen um Hilfe gerufen.

„Ruhig, ruhig!“ sagte der Schwarze, ohne sich von der Stelle zu rühren; „nachdem ich mich bereit erklärt habe, mich auf zwei Wochen vom Staate ernähren zu lassen, muß ich Wort halten. Sie haben nichts zu fürchten!“

Es war eine komische Situation ohne Gleichen. Der Verurtheilte verneigte sich höflich gegen die Richter, nickte dem Publikum vertraulich zu und verließ, von der Wachtmannschaft in respektvoller Entfernung gefolgt, den Saal. Natürlich hielt er Wort. Es war genau vierzehn Tage nach dieser letzten Verhandlung, als die Zelle, welche dem Neger in dem neuen Kolonialgefängnisse mit besonderer Sorgfalt hergerichtet worden war, leer gefunden wurde. Er hatte die Mauer in einer Nacht durchbrochen und sich eines Schornsteins zur Flucht bedient, wie? blieb ein unaufgeklärtes Räthsel. Ebenso dunkel blieb, wie der Mann die Kolonie verlassen konnte; auf der Insel wurde er nicht wieder gesehen.



Diese außerordentlichen Ereignisse hatten zunächst nicht gehindert, daß dem Doktor Schrade die Regierungsbelohnung von zehntausend Gulden für den Fang des Regers ausgezahlt wurde; nachdem er in seiner Eigenschaft als der Nacht des Abenteurers zufriedenstellend entschädigt und den übrigen Theilnehmern vergebliche Anerbieten gemacht hatte, blieb ihm ein ansehnliches Kapital übrig, um seine Studien ohne Nebenwerb fortzusetzen; er schwor, die ostasiatische Inselwelt nur zu verlassen, wenn von dem Gelde nichts mehr übrig sei, als die Kosten der Rückreise nach Europa.

Von da ab waren zwei Monate verlossen, welche ich im Innern der Insel zugebracht hatte; seit einer Woche sah ich wieder auf der Veranda bei Freund Rodrig und zeichnete Karten. Leider war Doktor Schrade davon gegangen, eine Lücke in unserer Gesellschaft, welche von befreundeten jungen Männern des Ortes nicht vollständig ausgefüllt werden konnte. Ich hatte Aussicht, in vierzehn Tagen meine Arbeit soweit zu beendigen, daß ich zu den abschließenden Geschäften nach Amsterdam zurückkehren konnte, und da es mich trotz der Behaglichkeit meiner Lage gewaltsam nach dem alten Kontinente zog, so zeichnete ich mit rühmensewerther Ausdauer.

Ich hatte den Kapitän Behrensen seit meiner Abreise in das Innere nicht wieder gesehen und war erfreut, als er eines Abends bei uns vorsprach. In Betreffnissen war es merkwürdigerweise zwischen uns beiden überhaupt nicht gekommen; mir war es bis auf den letzten Tag so gewesen, als ob Behrensen einen Rest von Mißtrauen gegen mich hegte; jedenfalls wurden die Erlebnisse von früher mit keiner Silbe erwähnt. Heute Abend begrüßten wir uns auf das freundschaftlichste und plauderten, während der Thee gebracht wurde, über meine letzten Erlebnisse.

„Und Sie, Kapitän?“ fragte ich endlich, „wie weit sind Sie mit Ihrer Reparatur?“

Behrensen nahm den Schnurbart zwischen die Lippen und machte ein so nachdenkliches Gesicht, daß wir aufmerksam wurden.

„Ich bin so weit, daß ich in spätestens vierzehn Tagen mit Fracht in See gehen kann!“ sagte er.

„Wohin zunächst?“ fragte ich weiter.

„Ich nehme Tabak für Rotterdam.“

Es war die unverhoffte Aussicht, nach Holland zu kommen, welche mich zu der schnellen Frage drängte: „Wollen Sie mich mitnehmen?“

Behrensen schaute auf, immer noch den Bart zwischen den Zähnen, und fragte mit einem Ausdruck gespannten Interesses: „Ist das Ihr Ernst?“

„Allerdings!“ versicherte ich. „Ich bin in vierzehn Tagen hier fertig und muß zunächst nach Amsterdam.“

Der Kapitän schwieg eine Weile und ließ den nachdenklichen Blick von mir zu Rodrig und wieder zurück zu mir schweifen. Endlich sagte er, indem er sich zu einem Entschlusse zwang:

„Ich bin eigentlich in der Absicht hergekommen, Ihnen etwas zu erzählen; aber wenn mir in einer Schwierigkeit der Zufall halbwegs entgegenkommt, werde ich meiner Natur nach zunächst mißtrauisch, nicht gegen die Person, sondern gegen den Zufall. Hören Sie, wie es mir geht. Mit der Reparatur bin ich so weit zu Ende, daß sie mich nicht mehr auf der Rheede festhält. Mit Elias Brothers habe ich eine volle Ladung Tabak nach Rotterdam affordirt, und ich könnte jeden Tag die Fracht einnehmen, wenn ich Leute hätte. Sie wissen, daß mir der Sturm, in dem ich Havarie bekam, nur den Jungen übrig ließ, und ebenso werden Sie wissen, daß man um jegige Jahreszeit in Batavia nur schwer brauchbare Matrosen bekommt. Ich habe mir ein paar Tage große Mühe darum gegeben, aber es fanden sich keine Leute. Heute vor drei Tagen kam nachmittags ein Boot zu mir, in dem zwei Matrosen saßen; der eine blieb unten, der andere kam an Deck. Der Mann setzte mir auseinander, daß er sich selbst und vier Kameraden bei mir für die Reise nach Rotterdam verheuern wolle. Sie seien vor ertlichen Monaten einem holländischen Wollschiffe entlaufen und hätten sich seitdem im Innern der Insel verborgen gehalten; ich bekam eine lange Erzählung über die Nothzeit ihres früheren

Kapitäns zu hören, und der Mann wußte mir die Geschichte, die übrigens alle Tage vorkommen kann, so plausibel zu machen, daß ich zusagte, besonders, weil ich so aus aller Noth war. Wie das hinterher mit der Verklarung werden sollte, blieb mir zwar etwas zweifelhaft dabei, aber ich sagte zunächst zu. Am folgenden Morgen präsentirten sich meine fünf Leute bei mir an Bord, und es blieb mir nichts übrig, als sie an die Arbeit zu stellen, obgleich es mir beim Anblick der Menschen fast leid wurde. Der erste, mit dem ich affordirt hatte, konnte allenfalls passiren, aber mit den vier anderen war kein Staat zu machen, wahre Buschflepperphysiognomien, Menschen, denen der Galgenstrick auf dem Gesichte geschrieben steht. Merkwürdigerweise sind zwei unter den Leuten verwundet, der eine am rechten Arm, den er umwickelt hat und nur schlecht gebrauchen kann, der andere an einem Beine, auf dem er hintt. Man kann sich drinnen in der Widrig solche Dinge freilich mit Leichtigkeit holen, aber es ist mir trotzdem unter den Kerlen unheimlich geworden. Seitdem habe ich sie so sorgfältig und so verborgen wie möglich beobachtet, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken; der Junge behauptet freilich, sie hätten ab und zu zusammen zu zischeln, aber am Ende ist so ein Junge, besonders wenn er Furcht vor den Leuten hat, keine ganz zuverlässige Quelle. Ich bin drei Tage lang nicht von Bord gegangen, und habe heute nur die Gelegenheit benützt, wo ein halbes Duzend Zimmerleute mit der Takelage meines Schooners beschäftigt sind, um zu Ihnen heraufzukommen. Sie können sich denken, wie überraschend mir Ihr Anerbieten war, mich zu begleiten; es gehört gerade noch ein entschlossener Mann zu mir, mit dem ich leichtem Herzens an das Abenteuer gehen würde. Aber Sie haben es nicht um mich verdient, daß ich Sie in etwas Locke, das mir wie eine Gefahr aussieht, ohne Sie über die Lage der Sache aufzuklären.“

Ich war schon lange entschlossen, bevor der Erzähler geendet hatte; in jenen Jahren des Thatenbranges kam mir ein solches Abenteuer eben recht. Ich überlegte in der Schnelligkeit, daß wir unser zwei gegen fünf noch kein ungünstiges Verhältnis abgaben, zumal wir, mit Schießwaffen versehen, gegen Menschen, welche im Falle eines Konfliktes sich auf Handpaken und derartige Waffen beschränken mußten. Ich reichte also Behrensen die Hand und sagte: „Kapitän, ich bin Ihr Mann!“

Behrensen drückte die Hand mit mehr Wärme, als ich bisher an ihm verspürt hatte; dann nahm er wieder den Schnurbart zwischen die Lippen und sagte etwas zögernd:

„Wenn das nun eine abgemachte Sache ist, so muß ich Ihnen noch eine weitere Mittheilung machen.“

Es schien dem Manne Ueberwindung zu kosten, bis er sich diese Mittheilung abrang; wir sahen ihn gespannt an, ohne zu antworten.

„Ich habe meine Frau an Bord!“ sagte er endlich mit einem Aufschrei.

„Ah!“ machte ich erstaunt.

Aber Behrensen war völlig am Ende seiner Bekenntnisse. Er erhob sich schnell und brachte, um jede weitere Frage abzuschneiden, das Gespräch sofort auf die Details unserer Fahrt. Es wurde verabredet, daß ich erst am Morgen der Abreise an Bord kommen sollte, wohl bewaffnet und mit Munition versehen; wir hielten es für nöthig, die Leute sorgfältig zu überwachen, unterwegs niemals sich selbst zu überlassen, und theilten uns den Dienst in zwei Wachen. Es war also nichts weniger als ein Vergnügen diese Reise, aber es war unter Umständen ein unberechenbares Abenteuer. Dann verließ uns Behrensen, der es eilig hatte, an Bord zurückzukehren.

Der Rest der Zeit verstrich uns beiden Unzertrennlichen mit dem ständigen Bewußtsein, daß einer der beiden Ruheplätze auf der Veranda künftig leer bleiben, und daß ich meine Beine vielleicht niemals wieder unter einen so gastlichen Tisch strecken würde. Eines Tages hatte ich meine Arbeit beendet und meine Geschäfte bei der Kolonialregierung abgewickelt, um uns den Abschied leichter zu machen, hatte Rodrig einige junge Männer unserer Bekanntschaft für den Abend geladen, und wir waren so lustig, wie es die Situation zuließ. Als schwachen Beweis meiner Dankbarkeit vertraute ich in einem Momente, in dem mich



die Gefühle übermannten, Rodrig das Geheimniß meiner kalten Bosheit an; wir tranken am nämlichen Abend das erste Exemplar seiner Konstruktions- und die Freunde fanden diese Art, mich in der Kolonie für ewige Zeiten unsterblich zu machen, eben so würdig wie rührend. Am nächsten Morgen mit dem Fröhlichsten brachte mich Rodrig in seinem Bendi nach dem Hafen hinunter; unter der allen Seefahrern bekannten Tamaringengruppe nahmen wir Abschied, mein Gepäck wurde in ein Boot geschafft und ich fuhr, etwas schwerfällig wegen der Last des Fahrzeuges, auf die Rhede hinaus. Es war mehr als eine Stunde vergangen, als wir aus dem Schooner näherten; die Leute holten so eben den Anker aus dem Grunde und machten sich daran, Segel zu setzen.

Als ich an Deck kam, begrüßte mich Behrensen mit einem freundlichen Nicken und stammten Händedruck, im übrigen nahm ihn das Manövern in Anspruch, und ich blieb mir selbst und den etwas erstaunten Blicken der Mannschaft überlassen. Der Junge bemühte sich, mein Gepäck unter Deck zu stauen, ich selbst besah mir die neue Umgebung, vorzugsweise allerdings die Menschen. Ein Seemann konnte zufrieden damit sein, wie diese Leute anpazten; es war das Werk weniger Minuten, bis alle unsere Segel voll im Winde standen, und der Kapitän nicht anerkennend, als er dem Manne am Steuer den Kurs gefagt hatte, und mich unter den Arm nehmend langsam nach hinten ging.

„Seien Sie so unbefangen wie möglich, lieber Freund!“ sagte er. „Die Leute scheinen mir etwas verschupst über Ihre plötzliche Erscheinung; wir thun gut, wenn wir ihrem Argwohn keine Nahrung geben. Uebrigens ist gestern Abend noch eine dunkle Geschichte passiert, die mir zu denken gibt, ohne daß ich sie erklären kann; fast eine Wiederholung des neulichen Ueberfalls, nur allerdings harmloser. Ich kam in der Dunkelheit nach oben und machte einen Gang längs des Decks. Vorn sehe ich in der Finsterniß ein Boot liegen, hart unter der Ankertrasse; wie ich es anrufe, gibt es einen Stoß gegen das Tau und das Boot verschwindet in der Nacht. Von meinen Leuten hatte einer in der Nähe gestanden, aber er behauptet, er habe nichts gesehen; als ich sie zusammenrief, fehlte keiner. Solche Geschichten berühren mich unheimlich, machen mich nervös. Ich frage Sie, was hat nachts ein Boot vor meinem Bug zu thun, aus dem keine Antwort kommt, wenn man es anruft, und welche Rolle spielen meine Leute, die nichts davon sehen! Ich begreife andererseits wieder nicht, was die Menschen vorhaben könnten; wenn es auf eine Verabreichung abgesehen wäre, könnten sie hundertmal in den vierzehn Tagen Gelegenheit gefunden haben; es ist niemand im Stande, so vollständig die Nacht zum Tage zu machen, daß ich Einsamer nicht unzählige Mal sein Hinderniß gewesen wäre. Mich peinigt diese Unsicherheit; ich wäre vergnügt, wenn mir endlich einmal eine wirkliche greifbare Gefahr die Zähne wies!“

Ich verstand die Situation vollkommen, ich glaubte auch nicht zu irren, wenn ich in dem übermüdeten blassen Gesichte des Kapitans die Spuren der verflohenen beiden Wochen finden wollte. Aber ich konnte ihm nichts weiter antworten, als daß wir zu zweien der Sache bald genug auf den Grund kommen würden, und einstweilen einer am anderen die wirksamste Unterstützung finden müßte. Der Kapitän führte mich dann nach unten, wo vorn eine Kammer für mich hergerichtet war, gerade so wohnlich, wie man sie an Bord eines Handelsfahrzeuges, das bis unter die Decksbalken voll Tabakballen gestopft ist, sich denken mag. Ich überzeugte mich zunächst von der Sicherheit der Einrichtung, namentlich des Verschlusses und von der Anwesenheit meines Gepäcks. Alsdann informirte ich den Kapitän darüber, daß in der einen Tasche meines bequemen Seemannsjackets ein Revolver mit gefülltem Magazine, in der anderen ein Duzend loser Patronen dauernd Quartier genommen hatten, und erfuhr, daß Behrensen in seltener Einmüthigkeit der Gedanken eine ganz gleiche Vorrichtung mit sich herumtrug. Schließlich überlegten wir, unter welcher Firma ich an Bord fahren sollte, und kamen zu dem Entschlusse, mich als Steuermann zu installiren. Das mochte ein unerhörter Fall sein für ein Fahrzeug von dreihundert Tons, aber es brachte den großen Vortheil mit sich, daß ich den Leuten gegenüber mit einer

Autorität bescheidet wurde. Wir verbanden also den Gedanken mit der That und stiegen wieder an Deck; ein Ruf brachte die fünf Männer und den Jungen an den Kreuzmast, und ich hatte Gelegenheit, während der Kapitän zu den Leuten sprach, sie mir anzusehen. Es war in der That eine ansehnliche Reihe von Hallenengesichtern, diese Matrosen; keiner sah dem Sprecher oder mir in das Gesicht, aber alle warfen schielende Blicke aus den Augenwinkeln auf uns. Die Gesichter sahen verbissen oder heimtückisch aus, auf allen stand es mit deutlicher Schrift zu lesen, daß sie mich für einen überflüssigen Gast an Bord ansahen und Mißtrauen gegen mich hegten. Als sie entlassen waren, ging der Kapitän wieder nach unten, und ich setzte mich sofort in den Besitz meiner neuen Funktionen, indem ich den Kurs angab. Wir segelten vor einer frischen Brise mit Nordwestkurs. Hinter uns verschwammen allmählich die Küsten zu dunklen Strichen, deren Farbe heller und heller gegen das Grau des Meeres abfiel; noch eine Viertelstunde, und wir konnten das Ruder Backbord legen, den Kurs hart West.

Der Tag verlief so eintönig, wie dies von unserer einsamen Lage nur erwartet werden konnte; wir hatten wenig zusammen zu plaudern, zumal der Kapitän in den Stunden meiner Wache sich nicht viel an Deck sehen ließ. Das Mittagessen wurde mir in meine Kammer gebracht, und Behrensen entschuldigte sich, mich seiner Frau noch nicht vorstellen zu können; sie sei nicht wohl, sagte er. Ich muß bekennen, daß ich von diesem unbegreiflichen Mißtrauen etwas verletz war, aber ich hütete mich, meine Verstimmung sichtbar werden zu lassen. Ich hatte bisher dem Kapitän keinen Anlaß gegeben, über meine Neugierde zu klagen, und ich nahm mir vor, der Ahtertajüte so weit wie möglich aus dem Wege zu gehen.

Von den Nachtwachen nahm ich die erste und letzte; als mich Behrensen um Mitternacht ablöste, lagen die Leute in ihren Hängematten und schliefen; als ich um 4 Uhr morgens die neue Wache übernahm, herrschte tiefe Ruhe im Schiff und undurchdringliches Dunkel auf dem Wasser. Um sechs Uhr rief ich die Leute wach, und sie machten sich an die Geschäfte des Tages. In dem blendenden Lichte, das sich mit der Plötzlichkeit der Tropenjonne über die Wasserwüste ergoß, war es mir in einem Augenblicke wie eine Vision. Ich sah vier von den Leuten in der Nähe des Bugspriets stehen, als sich aus dem Vorderluk ein Kopf erhob, um im nächsten Augenblicke wieder zu verschwinden. Ich sah mich nach dem Manne am Steuer um: er lehnte gedankenträge auf den Speichen; ganz hinten schoß der Junge eine Trosse auf. Es wäre nur der Kapitän übrig geblieben, aber dem Kopfe hatte der Bart gefehlt. Mir fuhr der Gedanke durch das Gehirn, daß wir einen geheimnißvollen Passagier an Bord beherbergten, von dem auch der Kapitän keine Ahnung haben konnte, ein Mann, der wahrscheinlich mit der Mannschaft zu irgend einem räthselhaften Zwecke im Einvernehmen stand und wohl die Triebfeder zu denjenigen Ereignissen war, welche uns bevorstanden. Das verschlummerte übrigens unsere Lage um ein Merkliches: wir waren künftig zwei gegen sechs. In den Stunden, welche meine Wache noch lief, versuchte ich ein paar Male, mir eine Täuschung einzureden, aber ohne nachhaltigen Erfolg; der Kopf stand mir unaufhörlich vor den Augen, und es fehlte derjenige, dem er gehören mußte.

Um acht Uhr machte der Kapitän, der an Deck kam, meinem Sinnen ein Ende. Während wir einen Spaziergang machten, theilte ich ihm meine Wahrnehmung mit, aber die Gelegenheit war nicht geeignet, einen Gedankenaustausch daran zu knüpfen; ich ließ ihn seinen Weg allein fortsetzen und notirte unsere Stelle auf der Karte. Es war Zeit zum Wenden, wir mußten mit Südwestkurs die Sundastraße passiren. Ich rief also die Leute an die Brassens und schaute nach dem Segelwerke; es war einer jener Momente, in welchen die Seele, wenn auch noch so intensiv mit einem Gedanken beschäftigt, durch äußere harmlose Vorgänge abgelenkt wird. Dem Kapitän erging es anscheinend ebenso: er hatte sein Glas genommen und schaute in die See hinaus, dahin, wo die Küste von Sumatra in unserem Lee unsichtbar bleiben sollte.

Mit diesem unbewachten Augenblicke waren wir im Nu

(Fortsetzung auf S. 524.)



## Im Lande der Pharaonen.

Ein häufig in der Natur vorkommender mathematischer Körper trägt den Namen der Pyramide, und er empfing ihn von den gleich ihm gestalteten ägyptischen Bauten, nicht umgekehrt: „labyrinthisch“ nennen wir jedes verworrene und unklar angeordnete, vielfältig gegliederte Ding und zwar nach dem Reichspalaste, welchen ägyptische Könige erbauten und aus dessen Zimmergewirr es schwer war, den Ausgang zu finden. „Hieroglyphisch“ heißt auch bei uns, und zwar nach der alten Bilderschrift der Ägypter, jeder durch seine mystische Form verschleierte Gedanke. Täglich und stündlich haben wir es, gemeinhin freilich unbewußt, mit im Pharaonenlande heimischen Vorstellungen und Gegenständen zu thun.

Mit diesen Worten leitet Ebers eine neue und höchst interessante Publikation ein. Unter dem Titel: „Ägypten in Bild und Wort“ erscheint jetzt bei Hallberger in Stuttgart und Leipzig in Lieferungen ein Prachtwerk, das zu dem Edelsten gehört, was wir in dieser Art besitzen. Ueber den Text ist weiter nichts zu sagen, als daß er von Ebers, mithin gründlich, allgemein verständlich und schön ist. Die Bilder charakterisieren wir wohl am besten als des Textes würdig. Eine Reihe trefflicher Künstler wie L. Burger, A. K. Müller, V. Fiedler, Ferd. Keller, W. Genz, H. Makart, G. Richter und viele andere haben

Beide haben Dich recht unterrichtet, denn tausende von Wallfahrern zieht der Geburtsort des zu Tanta begrabenen großen Heiligen an, und andere tausende strömen dort zusammen, um Waaren und Vieh zu kaufen oder an den Mann zu bringen, um Geschäfte abzuschließen, Vergnügen zu finden oder auch zu gewähren.

Alle Stätten der großen religiösen Zusammenkünfte und Feste der Wallfahrern pflegen zu gleicher Zeit Messepöplage zu sein, und selbst den Wallfahrern nach Mekka ist es gestattet, auf ihrer frommen und an Entbehrungen reichen Pilgerreise Handel zu treiben, auch in Kairo sind Jahrmärkte mit den Festen verbunden; aber selbst in der Hauptstadt Ägyptens wird keine Messe abgehalten, die an Großartigkeit nicht weit von der zu Tanta übertroffen würde. Freilich ist auch der Heilige der letztgenannten Stadt, Segid Ahmed el Bedawi, der am höchsten und allgemeinsten verehrt von den vielen Heiligen oder Bektis, deren Gräber das Wallfahrtsziel der Frommen bilden. Diese Bektis sind heilige Männer, die in ihrem Leben Wunder wirkten, und von denen man glaubt, daß sie nach ihrem Tode dem Throne Gottes am nächsten stehen (Bektis bedeutet der Nahstehende), und sich darum in der Lage befinden werden, Fürbitte bei dem Herrn der Welt für die von ihnen Begünstigten einzulegen. Der Besuch solcher Bektigräber,



Mondnacht am rothen Meere. Originalzeichnung von F. C. Welsch.

Nach dem Prachtwerk „Ägypten“ von Georg Ebers. Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart

sich mit den hervorragendsten Holzschnitzern dazu vereinigt, wahrhaft Vorzügliches zu leisten.

Von dem ersten der beiden Bilder, die wir unseren Lesern vorführen, ist wenig zu sagen, da es sich selbst erklärt. Es stellt eine Mondscheinnacht auf dem rothen Meere in all ihrer zauberhaften, phantastischen Herrlichkeit dar. Das zweite dagegen, der Markt zu Tanta, erfordert eine ausführlichere Erklärung.

Wer auf der das Delta von Norden nach Süden durchschneidenden Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo gefahren ist, der hat inmitten des Weges Tanta gesehen. Aber der Reisende vergißt die mittelgroße Provinzialstadt, die sich durch nichts von den anderen Orten unterscheidet, bei denen der Sitz hält, sobald er Theil nimmt an dem bewegten, eigenartigen, berauschenden Leben des wunderbaren Kairo. Nur wenn er im Januar, oder kurz nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, oder gar am Ende des Augustmonats Tanta berührt, wird sich das Bild dieser Stadt seinem Gedächtnisse einprägen, denn dann wimmelt der Bahnhof von Männern und Frauen aus allen Theilen des Morgenlandes, und wenn er die Station verläßt und zum Fenster des Wagens hinausschaut, so wird er glauben, an einem belagerten Orte vorbeizufahren. Oder was bedeuten die Feste, die in langen Reihen die Stadt umgeben, was die Kinder, Schafe und Ziegen, Pferde und Kameele, die außerhalb der Thore in großen Mengen zusammenstehen, was hat das bunte Gewirr von Geräuschen und Klängen zu sagen, das von der Eisenbahn ausgehend das Ohr des Reisenden trifft und selbst den Lärm des auf eiserner Bahn dahinbrausenden Juges übertönt?

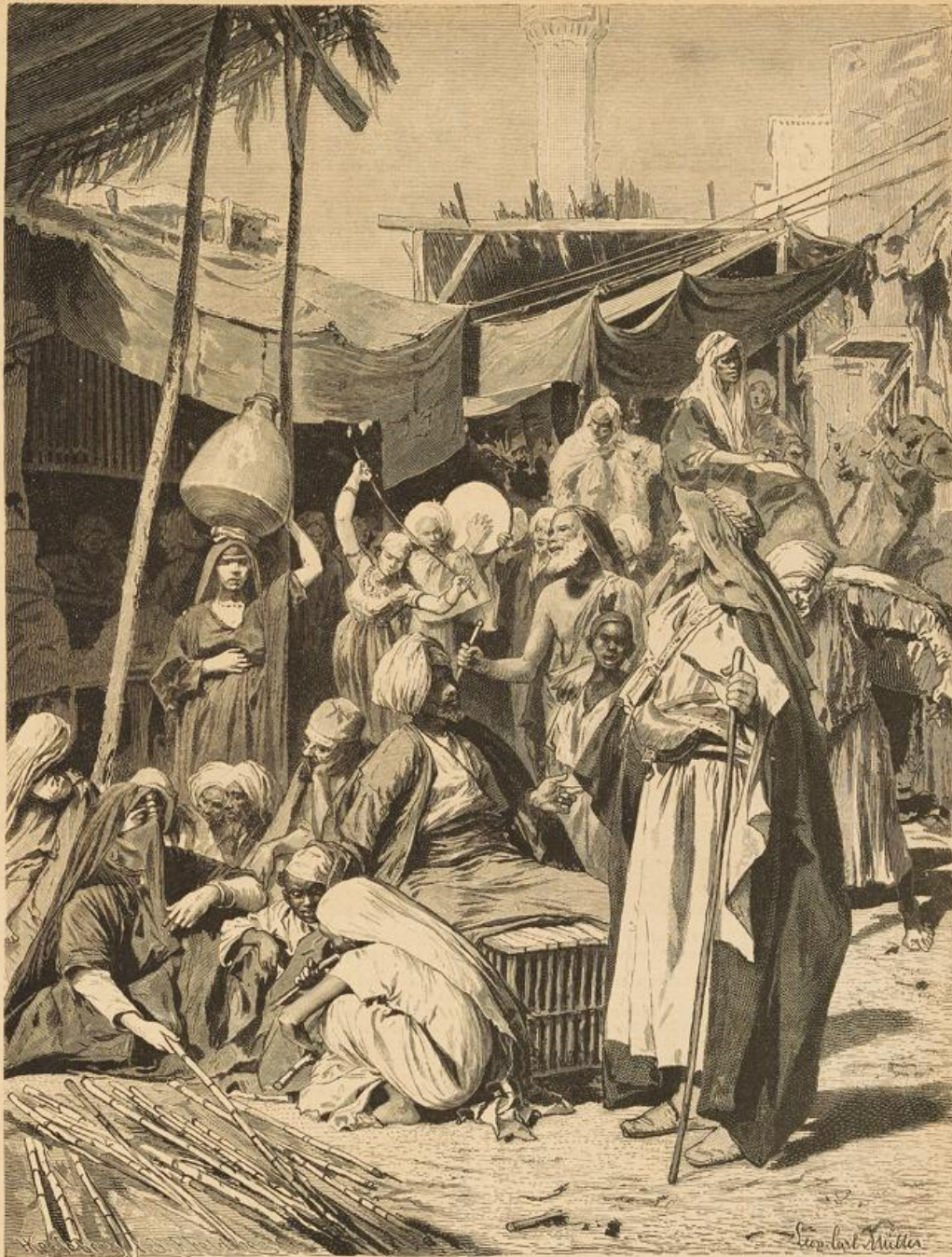
Frage den Levantiner, der so eben zu Dir in den Wagen gestiegen, und er wird Dir erwidern: „Es ist Messe in Tanta.“ Frage den arabischen Schaffner, der Deine Fahrkarte verlangt, und Du wirst die Antwort erhalten: „Der große Molid des heiligen Sejid wird dort gefeiert.“

unter denen das des Heiligen von Tanta, welches sich in der neuen, unschönen aber stattlichen Hauptmoschee des Ortes befindet, den ersten Platz einnimmt, wird als eine Handlung der religiösen Pietät aufgeführt und abgehalten, und wer solche Wallfahrt unternimmt, der hofft, daß sie die heilsamste Wirkung auf sein künftiges Dasein üben werde. Von vielen Bektis glaubt man zu wissen, für welche Verhältnisse des Lebens sie sich besonders gern hilfreich erweisen; der von Tanta pflegt denen sich am günstigsten zu zeigen, die um Kinderlegen bitten, auch wird er stets bei plötzlich hereinbrechenden Gefahren angerufen.

Was Ägypten an sinnlichen Freuden, an Schaustellungen und Vergnüglichkeiten kennt, wird während dieser Messe den Wallfahrern geboten. Die Straßen sind so überfüllt mit Menschen, daß es schwer ist, sich durch die hin und her wogende Menge Bahn zu brechen. Ueberall stehen Waaren feil in dem unteren Geischoß der Häuser, in Buden und vor den am Boden tauernden Händlern. Auf den Viehmärkten wird gefeilscht und geboten, und zwischen den Wallfahrern, Kaufleuten, Knechtigen und den nur zu zahlreich vertretenen Bettlern und Dieben bewegen sich die Verkäufer von süßen Gewürzen, Fruchtstücken und Spielsachen für die Kinder. Auf großen Plätzen zeigen sich, von den Juchauern in weitem Kreise umringt, Gaukler, Tashenspieler und Jongleure. — Tänzer und Musikanten lassen sich im Freien und in den bunt geschmückten Kaffeehäusern, die die Zahl der Besucher kaum zu fassen vermögen, sehen und hören, und aus ganz Ägypten strömen hier zur Messzeit die gepuderten und geschminkten Ghawazis (Pluralis von Ghawazi) zusammen, die einer großen, durch das ganze Land verzweigten Familie anzugehören, und in Gesang und Tanz geübt zu sein pflegen.

Erdrückend wird das Gedränge, sunnervirrend der Lärm in den Straßen der Stadt, wenn die Sonne untergegangen ist und der geschäftliche Verkehr seinen Abschluß gefunden hat. Dann blinken Lampen





Markt zu Tanta. Originalzeichnung von L. C. Müller.

Aus dem Prochmerwerk „Aegypten“ von Georg Ober. Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

und Lichter in den mit Fenstern und kleinen Spiegeln geschmückten Kaffeehäusern, gepukte Mädchen sitzen vor allen Thüren, lauter tönt Musik und Gesang, und rohes Geheul schallt aus den Bretterbuden, in denen sich Neger bei wilden Tänzen schütteln und schwingen. Da ist keiner, der die Stimme des Mueddin vernähme, der von dem Minaret der Grabmoschee des Heiligen, für den dieses Fest gefeiert wird, die Gläubigen zum Gebete ruft, denn der Lärm ersticht den frommen Gesang

und der Wallfahrtsort ist eine Stätte bacchantischen Jubels. — Weiß es selten während der Messe an Unruhen und Aergernissen fehle, so hat die Regierung mehrmals ihre Aufhebung dekretirt; aber kein Mufti wagte es, diese Verordnungen zur Ausführung zu bringen, denn das Volk hängt fest an dem Heiligen Sejid, der heute noch Wunder wirken soll, und hält eine Wallfahrt nach Tanta für ein ebenso vergnügliches als Gott wohlgefälliges Unternehmen.



mitten in dem Abenteuer. Ein paar Arme umfaßten mich von hinten und preßten die meinigen gegen den Körper, ein Matrose sprang mit einem Tau herzu, und im nächsten Momente war ich trotz aller Gegenwehr eingeschnürt, ohne mehr als die Beine rühren zu können. Der Ruf, den ich bei dem Ueberfalle ausstieß, wurde fast gleichzeitig erwidert vom Kapitän, aber es war derselbe Schrei der Ueberraschung: er war mit gleicher Schnelligkeit kampfunfähig gemacht wie ich. Wir sahen einander an wie Verzweifelte; das war das Ende aller unserer Wachsamkeit! Aber wir sollten nicht lange Zeit behalten zum Nachdenken: die Scene entwickelte sich mit der Schnelligkeit eines wohlangelegten Planes. Als ich hilfesuchend den Blick über das Deck schweifen ließ, blieb er an dem hinteren Luf haften, in dem von neuem der räthselhafte Kopf erschien. Aber diesmal blieb es nicht beim Kopfe; eine Gestalt erhob sich aus der Vertiefung, ein Mann, der ein Duzend langsame Schritte machte und vor dem Kapitän stehen blieb.

Bei dem was nun folgte, blieb ich müßiger Zuhörer; ich hätte zu träumen geglaubt, wenn nicht die Stricke, die in das Fleisch schnitten, mich lebhaft gemahnt hätten, daß sich ein wirkliches Schauspiel vor meinen Augen begab.

„Kennst Du mich wieder, Claus?“ fragte der Mann.

Ueber das Gesicht des Kapitans, geröthet von dem vergeblichen Widerstande, lief eine faßle Blässe.

„Ah, Franzis, Du!“ sagte er.

Auch ich hatte ihn erkannt trotz des fehlenden Bartes. Und auch einen anderen glaube ich in dem Manne zu erkennen trotz des fehlenden Pflasters auf dem einen Auge; wie eine Vision kam es über mich, die Beschreibung des Doktor Schrader an diesem schwarzhhaarigen Kopfe mit den dunkelblühenden Augen und dem blauen Bartschatten wiederzufinden.

„Du siehst, Claus,“ begann der Mann mit einer unheimlichen Ruhe zu reden, „endlich kommt meine Abrechnung, endlich kann ich meinen Schwur halten. Du weißt nicht, was ich geschworen?“

Behrensen hielt den Blick auf den Gegner gerichtet, ohne zu antworten.

„Ich will es Dir sagen!“ fuhr der andere fort. „Ich habe geschworen zu rächen, was Du aus mir gemacht hast, einen glück- und ruhelosen Wanderer, immer auf der Verfolgung, immer Dir auf der Ferse, immer bereit Dich zu treffen, Dich elender zu machen, als ich selbst gewesen bin, Dir zu stehlen, was Dir begehrenswerth war, was Du selber heimtückisch stahlst. Und sie will ich rächen, die Du in das Glend geschleppt hast, der Du ein Leben des Glückes raubtest, die Du an einen ehelosen feigen Dieb geschmiedet hast, Else, Else!“

Alle künstliche Ruhe war von dem Manne gewichen; wie ein Dämon stand er vor Behrensen, die Augen Blitze schießend, die Hände gehoben, als sei es ein neuer Schwur, den er zum Himmel spräche.

Der Kapitän war todtbleich geworden; ich sah, wie er die Zähne aufeinanderbiß; aber anstatt zu antworten, wandte er den Kopf nach rückwärts und rief: „Else, Else!“

Der Ruf wurde von unten beantwortet; es trat eine Pause ein, in welcher die beiden Personen dieses Dramas sich ansahen wie Panther, die zum Sprunge ansetzen. Dann erschien eine weibliche Gestalt auf der Treppe des Achterluts: Else! Auf dem Arme trug sie ein Kind, die Hand hielt den Griff eines blühenden Messers umfaßt: so machte sie lautlos einige Schritte und blieb zwischen den beiden Männern stehen, in den weitgeöffneten Augen halb eine Frage, halb eine Drohung.

Wie Weichheit kam es über den erregten Mann bei ihrem Anblicke.

„Ah, Else!“ sagte er, und die Hände sanken nieder, „ich bin's, Franzis! Ich komme um Deinetwillen, er soll Dich hergeben, der Nube, Du sollst wieder glücklich werden, Else, wie früher. Und alles soll gerächt werden, was Du die lange Zeit her gelitten hast!“

„Treibt Dich der Wahnsinn, Mann?“ fuhr die Frau auf mit einem Schritte vorwärts, vor dem Franzis zurückwich. „Du willst rächen? Du willst glücklich machen? Wer lehrte Dich, daß ich mich stehlen ließ? Ist Dir niemals in diesem

Jahre eines wahnsinnigen Hasses der Gedanke gekommen, daß mein Herz lange schon dem gehört hat, dem Du mich schon damals stehlen wolltest? Was wußtest Du von meinem Herzen, Du Ahnungsloser! Deine klägliche Rache soll zerschellen an der schwachen Kraft eines Weibes!“ Und mit einer jähen Wendung fuhr das Messer zwischen die Schüre, welche die Arme des Kapitans fesselten. Im nächsten Augenblicke sprang einer der Matrosen heran, aber schon blitzte das Messer im neuen Stoße, und der Mann taumelte mit einem Schmerzensschrei rückwärts.

Die Scene war im Nu verändert; mit einer Kraftanstrengung befreite Behrensen die rechte Hand aus den durchschnittenen Leinen, eine eilige Rückwärtsbewegung der Matrosen bewies zur Genüge, daß sie ihr Spiel verloren gaben.

„Niemand rührt sich! Wer einen Schritt macht, ist ein Kind des Todes!“ schallte die Stimme des Kapitans über das Deck. Er hatte den Revolver erhoben, mit dem Messer in der anderen Hand durchschnitt er meine Fesseln. Es war die höchste Zeit; ich war im ersten Augenblicke kaum im Stande, die blutleeren Glieder zu gebrauchen, aber es gelang mir, die Waffe aus der Tasche zu ziehen: wir waren plötzlich wieder Herren der Situation.

„Jetzt haben wir allerdings abzurechnen, Franzis!“ sagte Behrensen.

Der Angeredete stand schon lange da wie ein todttes Bildwerk; die Vorstellung, welche länger als ein Jahr seinen blinden Haß genährt hatte, war vor den Worten der Frau verfliegen, um der schrecklichsten Wahrheit Platz zu machen. Er stierte auf die Gruppe, völlig abweisend; er war wie niedergeschmettert von einem plötzlichen ungeheuren Schicksale.

„Das ist alles, Else, was Du mir zu sagen hast?“

Er war so gut wie vernichtet; in der Frage lag kein Jörn und kein Haß mehr, nichts als ein schmerzlicher Vorwurf; fast weich klang es, was er sagte.

Und sie war erbarmungslos wie das Gericht.

„Ich kann noch lange zu Dir reden!“ antwortete die Frau, aus deren Augen ein Meer stürmischer Empfindungen bligte. „Wenn ich von Dir Thaten sähe, die einem Manne wohl zu Gesichte stehen, könnte ich Du mich dauern; jetzt, da es Hinterlist und feiger Ueberfall ist, mit dem Du mich gewinnen willst, jetzt habe ich nur unäugliche Verachtung! Geh, lerne Frauenherzen kennen! Dahem warst Du ein ehrlicher Bursh, und mich betrübte Dein vergebliches Hoffen; ich hätte Dir Glück gewünscht, vielleicht getheilt mit Dir, wenn nicht dieser gewesen wäre. Aber ein Mädchenherz, das zwischen Dir und jenem zu wählen hat, das hängt sich an den Muth und die Kraft, nicht an das weibliche Werben. Er zwang mich, ihn zu lieben, er nahm mit furchtloser Hand, was zu seinem Glücke gehörte! Du siehst, Franzis, wie die Liebe erzwungen werden kann. Sieh auf meinen Knaben und verlache Dich selbst über Dein Rächeramt! Wo wir drei sind, wohnt Glück und Frieden, wir wissen von keiner Trennung mehr.“

Es war völlige Nacht geworden in dem Manne. Was die Frau, immer das Kind auf dem Arme, mit blühenden Augen rief, traf ihn wie Peitschenschläge; er stand, seitwärts gewendet, den Blick auf die See hinaus gerichtet; als sie endete, machte er ein paar wankende Schritte und sank auf einen Haufen Tauwerk zusammen. Das Jucken des Körpers verrieth nur zu deutlich, daß dieser Mann mit dem Hass eines Jahres im Herzen weinte. Nicht darum, daß das Opfer ihm wiederum entslüpfte, und daß dies rachedürstende Herz weiter dürsten mußte: ich glaube, der Haß war verschwunden aus seiner Seele, es war die letzte Hoffnung auf Glück, der er nachweinte.

Der Kapitän hatte die Frau nach unten geführt, während ich die fünf Matrosen mit keinem Blicke verließ. Als Behrensen wieder nach oben kam, immer die Waffe in der Hand, rief er: „An die Brästen!“

Die Leute liefen an ihre Posten, behend wie Ragen. Als die Raaken herumgeholt und das Ruder nach Backbord gelegt war, rief der Kapitän die Mannschaft an den Kreuzmast und sagte:

„Wir werden Mauritius anlaufen, vielleicht in drei Wochen, vielleicht später oder früher. Ich werde mit dem ersten Boote



an Land gehen und von der Meuterei Meldung machen; die Zwischenzeit verbleibt Euch, davon zu laufen, es soll niemand daran gehindert werden. Bis dahin aber spreche ich mein letztes Wort zu Euch. Wo ich an Bord Ungehörig sehe, wo ich Widergesichtlichkeit finde, auch nur den Versuch einer Gewaltthat, da ist die Kugel meine einzige Entscheidung. Güter Euch! Ihr seid der ewigen Verdammniß niemals näher gewesen als jetzt unter meinem Kommando!" Damit wandte er sich ab und ging nach unten.

Es bleibt mir kaum noch etwas zu erzählen übrig. Wir führten das alte Leben weiter, aber unsere Wachsamkeit wurde, wenn möglich, verdoppelt.

Französisch war von Deck verschwunden und wir sahen ihn

nicht wieder; ob er sich unter den Tabakballen verborgen hielt, ob er diesem Leben der Scham und der Reue ein Ende gemacht: von uns hat es niemand erfahren.

Der Kapitän nahm, als wir drei Wochen später Mauritius anliesen, die fünf Matrosen und den Jungen in das Boot und fuhr an Land; da Französisch nicht zu finden war, blieb ich an Bord; als Behrensen in Begleitung der Sicherheitsbeamten an das Ufer zurückkehrte, war nur der Junge noch anwesend. Wir mußten einige Wochen innerhalb der Korallenriffe liegen, bis wir vier brauchbare Matrosen zusammen hatten, um die Fahrt fortzusetzen. Damals war Französisch zuverlässig nicht mehr an Bord. Drei Monate später gingen unsere Wege in Rotterdam auseinander, um sich nicht wieder zu kreuzen.

## Alte und moderne Automaten.

Von Julius Stinde.

Handdruck verboten.  
Gel. v. 11. IV. 70.

Es liegt in der menschlichen Natur ein deutlich ausgeprägter Zug, Wohlgefallen an den Nachahmungen des Lebens zu finden. Schon das Kind erfreut sich an dem Nürnbergergeschehen, der ihm Bewegungsercheinungen der lebenden Welt, wenn auch in primitivster Form, zur Anschauung bringt; an den Kägen, welche den Mund öffnen und schließen, an den Vögeln, die mit den Flügeln schlagen, den Humpelmann nicht zu vergessen, der, nachdem er am Tage fleißig zappelte, am Abend als bevorzugtes Spielzeug das Bettchen seines glücklichen Besitzers theilen darf. Und sowie der junge Europäer sich an den Dingen ergötzt, die einen schwachen Schimmer des Lebens borgen, wendet auch sein Kamerad, der heranwachsende Sohn des Reiches der Mitte sich mit Vorliebe den Stehaufmännchen zu, den Miniaturbildkröten, welche die Füße und den Kopf hervorstecken, und ähnlichen mechanischen kleinen Werken, deren Sammlungen in ethnographischen Museen uns vermuthen lassen, daß der beginnende Japoträger und der blondgelockte junge Germane auf der Basis gemeinsamer Neigung verträgliche Spielgenossen abgeben würden.

In dem Grade jedoch, in welchem sich der Kreis der Beobachtung und die Erkenntniß der Außenwelt erweitern, verlieren die einfachen Spielereien mit ihrem fast zu Tage liegenden, leicht begreiflichen Mechanismus den Zauber der Täuschung, an dem das Kind Vergnügen fand. Der Erwachsene stellt erhöhte Ansprüche, die auf diesem Gebiete auch in sinnreicher Weise gelöst worden sind, und es wird uns namentlich aus vergangener Zeit von Automaten berichtet, die in der Nachahmung des Lebens Erfasstliches leisteten, wenn man den Chronisten unbedingten Glauben schenken darf. So wird berichtet, daß Aegyptus von Tarent, ein Zeitgenosse Platons, eine hölzerne Taube verfertigt habe, die sich in die Luft erhob und nach kurzem Fluge wieder niederlegte, Pausanias erzählt von einer freischwebenden Schnecke, deren Urheber Demetrios Phalerens war, und von Albertus Magnus wird gesagt, daß er eine Figur konstruirte, welche die Thür öffnete und die Eintretenden nach Art der Menschen begrüßte. Leider verlautet an keiner Stelle auch nur andeutungsweise ein Wort über die innere Einrichtung dieser Automaten, und daher ist es schwer zu ermitteln, inwiefern die Beschreibung ihrer Leistungen mit der Wirklichkeit übereinstimmt; es darf jedoch angenommen werden, daß der Nimbus des Wunderbaren vor den kritischen Augen der Jetztzeit bedenklich erbleichen würde, wenn es möglich wäre, die alten Originale wieder an das Licht zu ziehen.

Zu dieser Annahme wurde ich unwillkürlich geführt, als ich vor längerer Zeit Gelegenheit fand, einen der berühmtesten Automaten aus früherer Zeit in Augenschein zu nehmen, ein mechanisches Kunstwerk, das eine förmliche Geschichte aufzuweisen hat und von dem des fabelhaften gar viel berichtet wurde. Es ist dies die berühmte mechanische Ente des Franzosen Vaucanson.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigte Vaucanson neben anderen Automaten, zu denen auch der Flötenspieler gehörte, der wirklich auf der Flöte blies und die Löcher seines Instrumentes mit den Fingern öffnete und schloß, um die zur Melodie erforderlichen Töne hervorzubringen, zuerst die genannte

Ente, welche ungemeines Aufsehen erregte. Es gab keine Zeitung, welche nicht von dieser Ente vorzugsweise Notiz nahm, und in allen Schriften, welche von merkwürdigen Dingen berichten, hat sie bis auf den heutigen Tag die wohlwollendste Aufnahme gefunden.

Man erzählt von ihr, daß sie ging, alle Stellungen einer natürlichen Ente nachmachte, laut schrie, Körner fraß, Wasser trank und sogar die Verdauung simulirte, und kargte nicht mit Lobsprüchen über den Erfinder und sein Werk. Allmählich aber trat die Ente von dem Schauplatz ihrer öffentlichen Thätigkeit ab, die darin bestand, von der großen Menge benudert zu werden. Professor Beireis zu Helmstädt, der gelehrte Sonderling und Geheimnißkrämer, kaufte die Vaucanson'schen Automaten und mit ihnen die besagte Ente für sein Raritätenkabinet, so daß sie von diesem Termin an nur mehr einem kleinen Kreise Neugieriger zugänglich war. Als Beireis im Anfange unseres Jahrhunderts starb, gelangte die Ente in den Besitz eines Holländers, der sie mit in sein Vaterland nahm; allein es scheint, daß die Mythe des Spielzeugs für Erwachsene bald überdrüssig wurden und ihm nicht die gewohnte Aufmerksamkeit schenkten. Die Ente, welche zur Zeit ihrer Neuheit ein so immenses Aufsehen erregte, verschwand und wurde nicht mehr beachtet.

Es war auch die eigentliche Zeit für die Blüte der mechanischen Kunstfertigkeiten vorüber, denn schon hatte man angefangen, den Dampf zum Sklaven zu machen und Maschinen konstruirte, welche erstere Aufgaben erfüllten als die Automaten vermochten. Dann kam hinzu, daß Napoleon die civilisirte Welt terrorisirte. Wer konnte in einer Zeit, in der über Nacht neue Königreiche entstanden, die Grenzen der Länder aufhörten zu gelten wie bisher, in der das Wohl und Wehe ganzer Völker von dem Willen eines einzigen unberechenbaren Mannes abhing, den mechanischen Spitzfindigkeiten eines geschickten Uhrmachers Geschmack abgewinnen, wer hatte Muße der harmlosen Ente Aufmerksamkeit zu schenken als der bitterste Ernst die Gemüther in Anspruch nahm? So konnte es kommen, daß ein Werk, das als Weltwunder galt, der Verborgenheit anheim fiel und wohl ganz vergessen worden wäre, wenn keine schriftlichen Aufzeichnungen von demselben existirt hätten.

Phantastische Köpfe gingen in späterer Zeit sogar so weit, die vorhandenen Mittheilungen über die Ente sensationell zu erweitern und ihr Eigenschaften anzudichten, die sie nie besaßen; es wiederholte sich auch in diesem Falle die oft beobachtete Erscheinung, daß das mythische Gewand, welches die Zeit langsam für die Vergangenheit webt, oft schöner ist als die einstige Wirklichkeit.

In der Neuzeit wurde die berühmte Vaucanson'sche Ente jedoch wieder aufgefunden und zwar in Nordfrankreich in einer Kuppellammer. Der Inhaber eines Automatenkabinetts, Namens Raschner, der bereits im Besitze des Flötenspielers war, hatte lange gesucht, bis er die Spur der Ente fand, die er bis zum glücklichen Ausgange verfolgte. Das mechanische Werk war im Ganzen gut erhalten und selbst das Federgewand war von der Zerstörung durch Insektenfraß verschont geblieben, so daß die Ente noch heute dieselben Federn trägt, mit denen Vaucanson sie schmückte. Allerdings erforderte die Reparatur lange Zeit, allein



dem geschickten Mechaniker gelang die Herstellung vollkommen, und der Automat funktioniert nunmehr in derselben Weise wie einstmals.

Zunächst muß jedoch bemerkt werden, daß die Ente keineswegs die Bewegung des Gehens nachahmt, sondern mit ihren Füßen fest auf einem Postamente steht. In diesem Postamente befindet sich der Hauptmechanismus, eine große Messingtrommel, welche durch ein Uhrwerk in langsame Rotation versetzt wird und mit einer großen Anzahl metallener Zapfen versehen ist, wie die Walze einer Drehorgel. Diese Zapfen üben während der Rotation der Trommel abwechselnden Druck auf bindfadendünne Stahlflechten aus, welche durch die hohlen Weine in den Körper der Ente geleitet worden sind und dort mit den verschiedenen Hebeln in Verbindung stehen, deren Hebung und Senkung das Schlagen der Flügel, das Wenden des Kopfes, Öffnen des Schnabels in mannichfacher Abwechslung bewerkstelligen.

In dem Postament ist ferner ein kleiner Blasebalg angebracht, der von Zeit zu Zeit Wind in ein trompetenartiges Mundstück bläst, wodurch die Stimme der Ente täuschend nachgeahmt wird, während ein zweiter pneumatischer Apparat durch ein Röhrensystem, das in dem Schnabel endet, die der Ente vorgegebte Mischung von Grüns und Wasser nach und nach aufsaugt.

Die sinnreiche Kombination des Ganzen verdient noch heute Anerkennung, wenn sie auch keinen Vergleich aushalten kann mit der Konstruktion einer Nähmaschine, die fast in keinem Hause fehlt, oder mit dem Huggenschen Telegraphen, der die Depeschen in deutlicher Druckchrift abgibt. Die kunstvollen Erzeugnisse der Mechanik sind etwas so alltägliches geworden, als daß sie uns in der Gestalt zweckloser Automaten imponieren könnten, und selbst die vielgepriesene Ente Baucaissons mußte nach der Wiedererweckung ihren traditionellen Ruhm verlieren und in der Konkurrenz mit den Automaten der Jetztzeit unterliegen.

Solche moderne Automaten, die im Gegensatz zu den künstlichen früherer Epochen die Aufgabe haben, ersten wissenschaftlichen Zwecken zu dienen, finden sich heutzutage in den meisten meteorologischen Observatorien von Bedeutung, sie sind bestimmt, die täglichen Schwankungen der Temperatur, des Luftdrucks, der Ablenkung der Magnetnadel selbstthätig zu verzeichnen und erweisen sich bereits seit einer Reihe von Jahren als Buchhalter von der größten Gewissenhaftigkeit, bei denen ein Irrthum zur Unmöglichkeit gehört.

Ein derartiger automatischer Schreiber, dem die Aufzeichnung der täglichen Barometerchwankung obliegt, besteht zunächst aus einem photographischen Apparate, dessen Hinterwand mit einem schmalen Einschnitt versehen ist. Ein Uhrwerk bewegt langsam einen Streifen Papier an diesem Einschnitt vorbei, indem es das Papier von einer Rolle abwickelt und auf einer zweiten aufwickelt. Das Papier selbst ist durch chemische Prozesse lichtempfindlich gemacht. Vor den optischen Gläsern des Apparates steht der obere Theil des Barometerrohres, so daß ein Bild von dem Quecksilberfreien Theile desselben genau auf das lichtempfindliche Papier geworfen wird. Das Barometer empfängt seinerseits, so weit als nötig, eine intensive Beleuchtung von einer hellbrennenden Lampe, die hinreichend chemisch wirksame Strahlen aussendet, um das Papier an den Stellen, welche vom Lichte getroffen werden, zu schwärzen. Steigt nun das Quecksilber, so wird der Lichtstreifen in dem Apparate verkürzt, fällt es dagegen, muß derselbe an Länge zunehmen, und da das Papier sich langsam weiter bewegt, muß der Stand des Quecksilbers sich in Gestalt einer fortlaufenden Kurve abzeichnen, die auch die kleinsten Schwankungen auf das genaueste wiedergibt. In ähnlicher Weise geschieht die Verzeichnung des Thermometerstandes, und da die Apparate Tag und Nacht in Thätigkeit sind, ist die Protokollierung der meteorologischen Beobachtungen eine ununterbrochene.

Zur selbstthätigen Registrierung der Abweichungen der Magnetnadel, sowohl der regelmäßigen als der unregelmäßigen, tragen die leichtbeweglichen Magnetstäbe dicht an ihrem Drehpunkte kleine Metallspiegel, auf welche das durch Sammellinsen konzentrierte Licht der Lampe fällt. Von dem Spiegel wird nun seinerseits das Licht auf einen mit lichtempfindlichem Papier überzogenen Cylinder geworfen, der sich in vierundzwanzig Stunden einmal um seine Axe dreht. In diesem Falle entsteht

auf dem Papiere eine schwarze Linie, deren Abweichungen von der geraden die Ablenkungen der Magnetnadel anzeigen. Bei Gewittern, beim Nordlicht, bei Erdbeben und anderen gewaltigen Erscheinungen, welche wir bildlich den Kampf der Elemente nennen, schwankt die Magnetnadel, als wollte sie in die Revolutionen der Natur einstimmen, und der Lichtstrahl, welcher den automatischen Schreibern als Griffel dient, bucht sie mit unvergleichlicher Treue zu jeder Stunde des Jahres.

Wie bekannt, zeigen sich auf der Sonne zeitweilig fortwährende dunkle Flecken und hellleuchtende Lichtfäden, die ihre Ursache nicht in einer Täuschung des Auges haben, sondern auch auf den Photographien deutlich sichtbar sind, welche in dem sechszigsten Theile einer Sekunde in größter Schärfe aufgenommen worden sind. Als der englische Astronom Carrington am ersten September des Jahres 1859 beschäftigt war, seine täglichen Beobachtungen über die Gestalt und Lage der Sonnenflecken zu machen, sah er zu seinem Erstaunen aus der Mitte des großen Fleckens, der schon einige Tage lang Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewesen, ein intensiv helles und weißes Licht hervorbretchen, welches viel heller war als die übrige Sonnenfläche. Diese Erscheinung dauerte etwas länger als fünf Minuten, und nach ihrem Verschwinden schien der große Fleck unverändert wie zuvor zu sein. Dasselbe Phänomen wurde auch von Hodgson zu Highgate, einige englische Meilen von der Sternwarte Carringtons, wahrgenommen, und beide Beobachter kamen darin überein, die Zeit des Erscheinens und des Verschwindens, annähernd richtig bis auf einige Sekunden, auf 11 Uhr 18 Minuten und 11 Uhr 23 Minuten mittlerer Greenwicher Zeit festzustellen. Einige Tage darauf hatte Carrington Gelegenheit, das meteorologische Observatorium zu Kew bei London zu besuchen, und von dem Phänomen sprechend, die photographischen Aufzeichnungen zu untersuchen, welche dort von drei Magnetstäben gleichzeitig gemacht wurden. In jeder dieser Aufzeichnungen sah er eine sehr große Störung, die, soweit er beurtheilen konnte, gleichzeitig mit der Erscheinung des hellen weißen Lichtes in dem dunklen Flecken auf der Sonne stattfand.

Dieser unwiderlegbare Beweis eines Zusammenhanges zwischen den physischen Veränderungen der Oberfläche der Sonne und den magnetischen Störungen auf der Erde wäre ohne Mithilfe der modernen Automaten wahrscheinlich der Beobachtung entgangen, denn nur die zufällige Beaufsichtigung der Magnetnadel während der fünf Minuten hätte in Verein mit der gleichzeitigen Notirung der Zeit andererseits Veranlassung geben können, die jetzt unzweifelhafte Einwirkung leider noch räthselhafter Prozesse in der Photosphäre der zwanzig Millionen Meilen entfernten Sonne auf den Erdmagnetismus festzustellen. Ein solcher Zufall wäre jedoch dem Haupttreffer in der Lotterie gleichzuachten. Seitdem aber die Vorgänge an der Sonnenoberfläche mit Hilfe des Spektroskopes regelmäßig beobachtet werden können, sind ähnliche Fälle, wie der, welchen die modernen Automaten in dem Observatorium zu Kew ermitteln halfen, häufiger konstatiert worden, und die Physiker suchen mit Fleiß die Gesetzmäßigkeit sowie die Ursachen dieser Phänomene zu ergründen. Ohne näher auf die bereits der Diskussion übergebenen Hypothesen einzugehen, soll hier nur erwähnt werden, daß, als das Auge des Astronomen die Erscheinung auf der Sonne wahrnahm, gleichzeitig die Störung des Erdmagnetismus von den Magnetnadeln verzeichnet wurde, daß also der magnetische Einfluß des Vorganges auf der Sonne sich mit der Geschwindigkeit des Lichtes auf die Erde übertrug, ein Umstand, der Veranlassung gibt, die Ansichten von dem Wesen des Lichtes und des Magnetismus zu erweitern, wie dies auch schon von Professor Zollner in geistreicher Weise geschehen ist.

Gar gewaltig ist der Unterschied zwischen den Automaten, welche darauf beschränkt waren, das Publikum durch nothdürftige Nachahmung einzelner Lebenserscheinungen zu ergötzen und den Automaten der Neuzeit, die dem Forscher hilfreiche Hand leisten. Sie unterscheiden sich wie das Kind vom Manne, wie das Spiel vom ersten Streben, wie frühere Zeit vom Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, in dem wir leben, und können als ein Spiegel dienen, aus dem uns ein Stücklein Kulturgeschichte ermunternd in die Augen sieht.



## Aus Fiebertagen.

Drei Lieder von Karl Stiefel.

## I. Wange Träume.

Ich hab' das Haupt zurückgebogen.  
Wo bin ich? Ringsum ist es Nacht,  
Und brausend werd' ich fortgezogen  
Wie von geheimnißvoller Macht.

Lieg ich auf eines Feltes Decken?  
Lieg ich an einer Barke Kiel?  
Sind das des Sanktmeers öde Strecken?  
Ist das des Weltmeers brandend Spiel?

Wo bin ich? Wie vom Sturm zerbrochen  
Trägt es mich brausend Nacht und Tag  
Und mordend fühl' ich drinnen pochen  
Des Fiebers leisen Hammerschlag!

## II. Mitternacht.

Mein Gemach ist dicht verhangen  
Und verstummt sind Schritt und Wort.  
Mitternacht ist längst vergangen —  
Weltverloren lieg ich dort!

Kriecher ist's in meinen Sinnen,  
Alle meine Kraft zerbrach;  
Nur noch tief im Herzen drinnen  
Sind die letzten Pulse wach.

Und mit ihnen — bang verflohen  
Dorcht mein Herz, dem Tode nah,  
Auf dein süßes Athemholen  
Fühlst noch einmal: Du bist da!

## III. Auserstanden.

Durchs Fenster scheint der Maientag,  
Ich schließe die Augenlider  
Und horche — das ist Verhenschlag!  
O endlich wieder!

Da träumt sich all mein Herz hinein,  
Hinein in des Lenzes Wonne —  
Wie selig muß das Athmen sein  
In lichter Sonne!

Wie hold, wenn man des Windes Hauch  
Hört rauschen durch die Zweige,  
Wenn Blüten keimen an jedem Strauch,  
Auf jedem Zweige.

Da rührt mich Sehnsucht allzumal,  
Ich schließe die Augenlider —  
Ich fühl' es wie einen Sonnenstrahl  
Ich lebe wieder!

Es singt die Lerche noch immerfort;  
Mein Herze möcht' zerpringen . . .  
Ich laße verstummen Wort um Wort  
Und laß sie singen!

## Die Deutschen in Paris.

Von einem in Paris ansässigen Deutschen.

Nachdruck verboten.  
Ges. v. 11./VI. 70.

## I.

In einer Zeit, wo die Hauptstadt Frankreichs durch die am 1. Mai in ihren Manern eröffnete Weltausstellung in erhöhtem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht — wo manche unserer Landsleute bereits in Gedanken ihr Reisebündel schnüren für einen demnächstigen Ausflug in „die Stadt der Welt, die Stadt der Menschen“, wie Victor Hugo sie nennt, wird es von Interesse sein, etwas über die in Paris lebenden Deutschen, ihr Thun und Treiben zu erfahren.

Manchen ist es gewiß nicht unbekannt, daß von Alters her sich stets viele Deutsche in Paris aufgehalten haben. Während des dreißigjährigen Krieges bestand hier eine ganze deutsche Kolonie, die geschichtlich dadurch von Bedeutung ist, daß aus ihr hauptsächlich die erste lutherische, ja die erste protestantische Gemeinde in Paris hervorging. Hatte nämlich das Edikt von Nantes im übrigen auch den Protestanten freie Religionsübung verschafft, so war doch Paris von dieser Erlaubniß ausgenommen. Jeder protestantische Kultus blieb für die Hauptstadt verboten. Nun aber schlossen sich um 1630 die in Paris anwesenden Deutschen, besonders adlige Herren aus noch jetzt bekannten Geschlechtern — es findet sich auch der Name Bismarck unter ihnen — mit einigen Schweden zu einer lutherischen Gemeinde zusammen und errichteten den Magister Hambraeus, ihnen im Hotel der schwedischen Gesandtschaft, die ihnen zu diesem Zwecke einen Saal überließ, regelmäßig Gottesdienst zu halten.

In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts nahm der Strom der deutschen Einwanderung in bisher nicht gekannter Weise zu. Die Zahl der Deutschen, die sich hier niederließen, stieg von Jahr zu Jahr, und man wird sie nicht überschätzt haben, wenn man sie im Jahre 1870 auf 100,000 angab. Durch ihre Ausweisung in den letzten Tagen des August wurden dieselben mit wenigen Ausnahmen in alle Winde zerstreut. Aber noch rauchten die Trümmer der Stadt von dem ungeheuren Brande, den die Commune entzündet, als ihrer viele bereits wiederkehrten. Man hat sich vielfach darüber gewundert, ja den Zurückkehrenden allerlei fromme Wünsche mit auf den Weg gegeben, ohne zu bedenken, daß die meisten ihr Geschäft, viele ihre gesammte Habe, manche auch liebe Verwandte hatten zurückerlassen müssen, als sie gezwungen wurden, plötzlich die Flucht zu ergreifen. Sehr viele mußten wenigstens für eine Zeit

lang in Paris wieder ihren Aufenthalt nehmen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und da sind denn allerdings fast alle ganz dageblieben, weil es in Wirklichkeit in Paris nicht so schlimm aussah, als man in Deutschland wählte. Als Beweis dafür und zur Ehre der Pariser Bevölkerung sei hier erwähnt, daß die meisten Deutschen, obwohl sie als solche bekannt waren, ihre gesammte Habe unangetastet wiedergefunden haben, in manchen Häusern ist die Ehrlichkeit so weit gegangen, daß man trotz der bitteren Noth selbst die Kohlenvorräthe und Lebensmittel in den Kellern nicht angerührt hat, und das alles trotz der entsetzlichen Leidenchaften, trotz der Unruhen in der Stadt.

Außer den früher in Paris ansässigen Deutschen sind nun allerdings auch gar viele, besonders allein stehende Leute, neu eingewandert, für die dazu nicht die Nothwendigkeit bestand, so daß jetzt die Zahl der hier lebenden Deutschen wieder auf 30,000 geschätzt wird. Gar verschieden sind die Beweggründe, die unsere Landsleute zur Ueberiedelung hierher bewogen haben. Vorn an steht wohl der dem Deutschen bei aller Liebe zum Vaterlande angeborene Zug in die Fremde. Dieser innere Trieb, der einst Hunderttausende drängte, ins Land zu ziehen, da die Citronen blühen, weist jetzt ebenso viele ins sonnige heitere Frankreich, zumal da so vielen die überpöhlerte arme Heimat zu enge wird. Dies letztere gilt insbesondere von den Emigranten aus dem armen Regierungsbezirk Trier, einem Theile Rheinbairerns und von den heftigen Straßengelehrten, die vor dem Kriege zu Zehntausenden aus den Kreisen Gießen, Grünberg, Friedberg und Alsfeld hierher wanderten. Die meisten unter ihnen sind mit ihrer an Kindern reich gesegneten Familie in der Heimat bei kärglichem Verdienst in Schulden gerathen, und suchen hier nun mit dem Klehrbesen, um deswillen sie oftmals Nadel und Pfieme bei Seite geworfen, sich etwas zu erübrigen und die Schulden abzutragen.

Anderer zieht der Wunsch, sich weiter auszubilden, nach Paris. Zu dieser Klasse gehören die deutschen Lehrer und Lehrerinnen, die hier französisch lernen wollen, dann zahlreiche junge Kaufleute, Kellner und Handwerker. Den letzteren ist und bleibt Paris trotz allen Disputirens die hohe Schule für die feinste, eleganteste, geschmackvollste Arbeit. Um nur einiges herauszugreifen: nirgends auf der Welt wohl werden solche vollendete Arbeiten in Schmucksachen, mit Perlmutter



und Eisenbein eingelegte Möbeln geliefert als in Paris. Darum ist die Zahl der jungen deutschen Goldarbeiter und Schreiner, die hier Arbeit suchen, stets sehr bedeutend, von den Schneidern und Schustern gar nicht zu reden. Ihre Zahl ist Legion.

Fast ebenso viele Deutsche kommen hierher in der Hoffnung, im Handumdrehen ohne viel Mühe reich werden zu können. „Die Hauptstadt Frankreichs erscheint den Bewohnern anderer Länder als ein Eldorado, wo ein jeder glaubt, sein Glück machen zu können und den Weg zum Reichthum und zum Ruhm offen zu finden. Die größte Zahl dieser Emigranten bringt von der andern Seite des Rheins zu uns,“ so schrieb nicht lange vor dem Kriege die „Revue de l'instruction publique“. Damit traf sie den Nagel auf den Kopf. Deutsche Diensthoten, Fabrikarbeiter, Handwerker, Gouvernanten, Kaufleute strömten immer und strömen heute noch ungezählt hierher, weil sie haben reden hören von hohen Löhnen, die hier gezahlt werden, weil sie träumen von jährlichen Renten, hübschen Landhäusern und Millionen, zu denen es einige gebracht, die früher ihresgleichen waren; die meisten, um aus ihren stolzen Träumen gar bald zu einer traurigen Wirklichkeit zu erwachen. Wohl gibt es in den Vorstädten manch altes Ehepaar aus dem Handwerkerstande, das behaglich von einer kleinen Rente lebt, wohl hat manch andere Familie aus dem Arbeiterstande sich so viel erübrigt, daß sie ihre alten Tage sorgenlos in der Heimat zubringen kann, wohl gibt es auch einzelne Dienstmädchen, welche durch Fleiß und Treue sich nicht allein ein Vermögen von einigen Tausend Thalern im Laufe der Jahre erworben haben, sondern auch von ihrer Herrschaft eine jährliche Rente von 200 ja 1500 Francs beziehen; es gibt deutsche Kaufleute, die den Stab in der Hand vor Jahrzehnten ohne alle Mittel hierher gewandert sind, durch Fleiß und Umsicht sich empor gearbeitet haben und jetzt ein Vermögen von Hunderttausenden besitzen. Aber dies sind nur Ausnahmen. Die meisten, die mit tausend Pfosten stolzer Hoffnungen in den vermeintlichen Glückshafen von Paris eingesegelt, haben Schiffbruch gelitten, sind frühzeitig zu Grunde gegangen, fristen ein elendes Leben in niedrigen Dachstüblein des sechsten oder siebenten Stockes, oder sind froh, wenn sie auf kleinem Boot ohne Habe und Hilfsmittel, zerlumpt und abgeriffen, auf Kosten des deutschen Hilfsvereins heimkehren dürfen.

Nur vorübergehend sollen diejenigen Stammesgenossen Erwähnung finden, die aus allen Ständen leider allzu zahlreich zur Schande unserer Nation hierher kommen, um Franzosen und Deutsche zu beschwindeln, die nur vom Schwindel im großartigsten Maßstabe leben. Es gibt unter ihnen solche, die seit Jahrzehnten ein Stadtviertel nach dem andern brandschagen und es so einzurichten wissen, daß sie in vier bis fünf Jahren den Kreis vollenden, um dann wiederum von neuem zu beginnen. Ein Arm, der als verbrannt in der Binde getragen wird, ohne je verbrannt zu sein, reichlich strömende Thränen über den Verlust der Gattin, die nimmer existirte, müssen die Bundesgenossen bei solchen Schwindeleien werden.

Ueberaus groß ist die Zahl derjenigen jungen Leute, die durch nichts anderes nach Paris geführt werden als durch das Verlangen, „sich recht ungefügt amüsiren zu können“. Leider werden unter diesem Ausdruck selten die edleren Genüsse verstanden, die Paris in so überreicher Weise durch die Fülle seiner Kunstschätze, durch seine freundlichen Umgebungen bietet, sondern jene unreinen, unsittlichen Vergnügungen, infolge deren so viele kräftige junge Leute, Jünglinge und Jungfrauen, frühzeitig altern, hinsiechen und ins Grab sinken. Die Versuchung zu einem solchen Leben ist sehr stark. Nicht als ob die Sünde hier häufiger, nackter aufträte als in anderen Städten, o nein, sondern weil sie in einer weniger rohen Form, mit einem gewissen äußeren Anstande auftritt. Man lebt in wilder Ehe zusammen und wird von Seinesgleichen als Mann und Frau behandelt. Kaum ein Mensch läßt es merken, daß er ein solches Verhältniß nicht billigt. Dazu kommt, daß die Größe der Stadt es jungen Leuten, die sich anderswo um ihrer Verwandten und Bekannten willen in Zucht nehmen würden, möglich macht, Monate, ja sogar Jahre lang ein solch unsittliches Verhältniß zu verheimlichen.

Diese leichtfertige, frivole Anschauungsweise in Bezug auf die Sittlichkeit im engeren Sinne, das Bedecken und Beschönigen des Lasters durch den Mantel äußeren Anstandes, das Scherzen und Spotten über solche Sünden ist der eigentliche Krebsknoten des Pariser Lebens. Nimmt man dazu, daß in einiger Beziehung die christliche Volksitte fast ganz geschwunden ist, der Sonntag nirgends systematischer mit Füßen getreten wird als hier, die großen christlichen Feste Weihnachten, Charfreitag, Oftern, Pfingsten kaum mehr begangen werden; umso mehr aber das Neujahrsfest, Fastnacht und Mißfassen, Maria Himmelfahrt, so mag der Name, „das moderne Babel“, den man besonders in Deutschland der Stadt Paris zu geben pflegt, in gewissem Sinne berechtigt erscheinen. Sehr häufig aber gebraucht man diesen Namen in durchaus ungerechtfertigter Weise als einen Spiegel, der die Zustände unserer deutschen Städte im rosenfarbigsten, tugendhaftesten Lichte erscheinen läßt, die Stadt Paris aber als den Pfuhl aller Sünde und alles Verderbens. So wurden einem Elternpaar die bittersten Vorwürfe darüber gemacht, daß es seine Tochter als Erzieherin nach Paris ziehen lasse in dies „Heidenest“, und eine Frau aus dem Volke wollte ihrer Tochter Eis auf den Kopf legen, weil sie den Wunsch ausgesprochen, mit einer ihr bekannten Familie nach Paris zu ziehen: „Se kann dat Supen dar wol lehren“ (sie könnte dort wohl an den Trunk kommen), und wem wären nicht ähnliche Beispiele von einer solch verkehrten Ansicht über Paris bekannt?

In Wirklichkeit sieht es aber ganz anders aus. Nicht bloß in einer Beziehung könnte man in Deutschland von Paris lernen. In bürgerlichen Familien wird die Ehe ebenso heilig gehalten wie in Deutschland, herrscht ein ebenso glückliches Familienleben. Einzelne Skandalgeschichten ändern an dem Ganzen nichts. Ist die christliche Sitte, wie vorher erwähnt wurde, nach einer Seite hin fast geschwunden, so wird sie nach andern weit mehr werth gehalten, als in Deutschland. Kirchliche Trauungen, Tausen und Begräbnisse werden lange nicht in dem Maße verschmäht, wie in unsern großen Städten.

Gerühmt zu werden verdient auch der außerordentliche Wohlthätigkeitsfinn, der in Paris herrscht. Ganz abgesehen von der öffentlichen Armenpflege, die ihre ungeheuren Mittel zum großen Theil wenigstens aus freiwilligen Gaben bezieht, und über zahlreiche, aufs beste eingerichtete Spitäler, Retowaleszenthäuser, Etablissements am Meer zu verfügen hat, in denen ohne alle Schwierigkeit unbemittelte Franzosen und viele Ausländer dazu völlig freie Verpflegung erhalten, leisten einzelne Personen und private Gesellschaften im Wohlthun erstaunliches. Vor einigen Jahren, nach dem Kriege, gründete ein katholischer Geistlicher ohne bekannten Namen in der nicht reichen Vorstadt Auteuil ein Waisenhaus für einige Kinder. Aus dem kleinen Anfang ist schon jetzt eine großartige Anstalt erwachsen, in der 200 arme Kinder Aufnahme gefunden. Die jährlichen Kosten von ca. 150,000 Francs gehen reichlich bei dem Manne ein. Der Inhaber eines bedeutenden Geschäftes im Faubourg St. Honoré gründete allein mit 1½ Millionen Francs ein Versorgungshaus für alte treue Bediente.

Auch innerhalb der protestantischen Kirchengemeinschaften zeigt sich diese Opferwilligkeit. Vor allem zeichnet sich dadurch die *église libre réformée* (d. h. die vom Staate unabhängige, von ihm auch nicht unterstützte reformirte Kirche) aus. Sie hat aus freiwilligen Gaben in allen Stadttheilen Schulen und Gotteshäuser erbaut und erbaut immer neue, besoldet Geistliche und Lehrer ebenfalls aus freien Gaben und bringt dazu noch bedeutende Summen für die Evangelisation der katholischen Landestheile auf.

Es erschien uns Pflicht, uns etwas länger bei Schilderung der guten Seiten des Pariser Volkes aufzuhalten, einmal, um die gründlich falschen Vorstellungen, die man sich in Deutschland über Paris zu machen pflegt, zu zerstreuen; dann aber auch, weil der geschilderte Wohlthätigkeitsfinn der Franzosen einen großen Theil unserer ärmsten Landsleute nach Paris gelockt hat. „Man kriegt hier doch noch etwas“, ist die vielgegebene Antwort, wenn man fragt: „Weshalb seid Ihr hierher gekommen?“ Wenn die Franzosen den armen Deutschen gegenüber seit dem Kriege mit ihren Gaben zurückhaltender ge-



worden sind, wenn die assistance publique sich im ganzen weigert, sie zu unterstützen, wenn protestantischen armen Deutschen die Aufnahme in ein Spital oft sehr erschwert wird, während vor dem Kriege die Spitäler den Deutschen mit gleicher Zuverlässigkeit wie den Franzosen ohne alle Bezahlung geöffnet waren — wer darf sich, will er gerecht urtheilen, darüber wundern? Uebrigens überwindet die angeborene Liebenswürdigkeit der Franzosen die Abneigung gegen die Deutschen, insbesondere die Armen, mehr und mehr, der Haß schwindet von Monat zu Monat. In den höheren Gesellschaftskreisen und bei studirten Leuten ist er durchschnittlich noch am meisten wach, da wird er unter der Asche glühend erhalten. Sonst im gewöhnlichen Leben merkt man wenig davon. Nach der Commune hat er überhaupt nichts die gefährliche Form angenommen, die er nach den Berichten einzelner Zeitungen haben sollte. Sehr vereinzelt stehen die Fälle da, wo Deutsche, ohne daß sie provozirend aufgetreten wären, um ihrer Nationalität willen Schmähungen, oder gar Mißhandlungen erduldet hätten. Demen ist es noch am ersten passiert, die gar zu ängstlich ihr Deutschtum zu verbergen und zu leugnen suchten, obwohl an allen Ecken und Enden der Deutsche hervorguckt. Oder die Schmähungen sind von jenen elenden Deutschen ausgegangen, die gleich nach dem Kriege um des Geldes und Gewinnes willen die französische Nationalität annahmen und nun ihren traurigen Ruhm darin suchten, das Land, das sie geboren, das Volk, dem sie angehörten, dem ihre Väter und Brüder wohl noch angehören, zu schänden, wo sie nur können.

Im übrigen sind die geschäftlichen Verbindungen, wo sie durch den Krieg abgebrochen waren, fast alle wieder angeknüpft. Von Monat zu Monat sieht man an den Ladenfenstern immer mehr die Inschrift: „man spricht deutsch“ auftauchen, deutsche Vereine, auf die wir nachher kommen werden, sind anerkannt und können sich völlig frei bewegen. Wenn junge deutsche Kaufleute, Handwerker und Tagelöhner heutzutage mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um eine Anstellung zu finden, so hat das seinen Grund hauptsächlich in der anhaltenden Geschäftslosigkeit und nicht im Nationalhaß. Die Geschäftslosigkeit ist aber so groß, daß junge Leute aus den ebengenannten Klassen aufs allerbringlichste gewarnt werden müssen, ohne festes, schriftlich gemachtes Engagement hierherzukommen. Nicht fünf Prozent finden die gesuchte Arbeit — sind doch zehntausende von französischen Arbeitern aller Klassen brotlos. Die übrigen 95 Prozent gerathen meistens in das bitterste Elend, und da der deutsche Hilfsverein bei seinen geringen Mitteln und der großen Zahl der angelegenen Armen — er hat allein für mehr als hundert alte Leute von über 70 Jahren zu sorgen, und seine Ausgaben für die in den Häusern der Armen geleistete ärztliche Hilfe und Arzneien allein belaufen sich außerdem auf mehr als 10,000 Fr. — unmöglich die Duzende von jungen Leuten, die allwöchentlich seine Hilfe in Anspruch nehmen wollen, frei in die Heimat befördern kann, so fallen die meisten der Polizei in die Hände und müssen sich von ihr den deutschen Behörden ausliefern lassen.

Ebenso wenig Aussicht auf Erfüllung ihrer Wünsche haben die zahlreichen deutschen Erzieherinnen, die nach Paris kommen, um dort eine Stelle zu suchen und nebenbei französisch zu lernen. Im letzten Winter, sagt man, seien an 600 hier gewesen, und wenn ein hiesiger deutscher Pfarrer versichert, daß bei ihm allein mehr als 200 Gesuche, natürlich alle um recht gute Stellen, eingegangen seien, so erscheint jene Zahl nicht zu hoch gegriffen. Von jenen 600 haben, wenn's hoch kommt, 20 eine Stelle gefunden, und vielleicht 100 haben noch einige Privatstunden erhalten; die übrigen sind ganz und gar auf ihre eigene Tasche angewiesen geblieben und haben in den pensions des dames und Instituten für den Preis von 140 bis 200 Fr. monatlich — billiger ist nichts ordentliches zu haben — ein Unterkommen und Gelegenheit zur französischen Konversation suchen müssen.

Für diejenigen, die mit gut versehenen Börse es doch in Paris versuchen wollen, ist der Winter vom Monat November an die geeignetste Zeit. Sie können dann wenigstens die Vorlesungen im Collège de France, der Sorbonne und verschiedene

andere cours publics besuchen. Bei einer etwaigen Beilegung von Stellen haben Hannoveranerinnen, Baierninnen und Württembergerrinnen den Vorzug, Preussinnen gegenüber hält man sich noch etwas reservirt. Doch kommen hier und da selbst solche von reinstem Wasser an. Eine französische Dame hält einer Deutschen, die sich bei ihr präsentirt, eine fulminante Rede über die Schändlichkeiten der Preussen und schließt: „Niemand würde ich eine Preussin ins Haus nehmen! Woher sind denn Sie, mein Fräulein?“ „Aus Brandenburg.“ „Ah, das ist etwas anderes, Sie können morgen eintreten.“

Uebrigens sei hier wiederholt, daß selbst von zehn mit den besten Zeugnissen versehenen Hannoveranerinnen noch nicht eine einzige einen Platz findet.

Anders gestalten sich die Verhältnisse der deutschen Dienstmädchen (Binnen, Köchinnen, Kammerfrauen). Sie kommen in ganzen Scharen, gelockt durch den hohen Lohn, aus Württemberg, Baden, Rheinbaiern und dem Elsaß hierher, und haben sie gute Zeugnisse, so sind sie sehr gesucht. Doch müssen auch sie dringend gewarnt werden, mittellos hierher zu kommen. Leicht müssen sie in theuren Hotels 14 Tage, ja im Sommer Monate lang leben, ehe sie einen Platz erhalten, es mühte dem sein, daß sie in dem empfehlenswerthen, von einer Diakonissin geleiteten Asile, 85 Rue Legendre, Batignolles, für 1 Fr. 25 Ct. täglich Unterkommen und Kost gefunden hätten. Die deutschen Mädchen gelten für anspruchsloser, sorgfältiger, vor allem aber für aufrichtiger als die französischen Mädchen. Viele verlieren freilich diese Tugenden in wenigen Monaten und zeigen sich anspruchsvoller, nachlässiger, diebischer als die in dieser Branche routinirtesten Französinen. Die Verjuchungen, denen solche alleinsethende Mädchen hier ausgelegt sind, sind eben sehr groß nach allen Seiten hin. Einmal in Bezug auf Ehrlichkeit. Es ist hier gang und gäbe, daß die Mädchen ihre Herrschaften beim Einkauf der täglichen Lebensbedürfnisse betrügen, indem sie mehr, manchmal das doppelte von dem berechnen, was sie ausgegeben haben. Tritt nun ein ehrliches Mädchen in einen Platz ein, so versuchen sowohl Lieferanten als die anderen Diensthöfen, es sofort in die Kunst einzuweißen, wie es sich täglich einen Nebenverdienst machen könne. Weist es solche Zumuthung ab, so wendet man alle Mittel an, es aus dem Hause zu bringen. Man schwärzt es bei der Herrschaft an, sucht es sogar wohl des Diebstahls zu bezüchtigen, um es los zu werden.

Größer noch sind die Verjuchungen, denen ein junges Mädchen in Bezug auf seine jungfräuliche Ehre ausgelegt ist. Bei den hohen Preisen und den beschränkten Räumen der Pariser Wohnungen haben meistens sämtliche Diensthöfen des ganzen Hauses, und es gibt Häuser mit 30—40 bürgerlichen Wohnungen, ihr Zimmerchen im sechsten Stock. Da wohnen nun Männer und Mädchen jeden Alters, in Sünden grau gewordene mit jungen unerfahrenen dicht neben einander, nur durch eine dünne Wand getrennt. Natürlich werden dort, wohin die meisten Herrschaften nie einen Fuß setzen, Bekanntschaften geschlossen. Man besucht sich und unterhält sich über die Herrschaften; man verabredet für die Nacht den gemeinschaftlichen Ausgang in eines der unsittlichen Balllokale, man bringt von dort einen Liebhaber mit und beherbergt denselben Wochen, Monate lang im Zimmer. Natürlich wird er von dem Wein, den Lebensmitteln der Herrschaft, die zu dem Zwecke entwendet werden, unterhalten; jetzt nimmt man auch Kleidungsstücke und Geld, bis der Krug zerbricht und die Tragödie in einem der großen Gefängnisse weiter gespielt wird. Wer kann sie zählen, die deutschen Mädchen, die ehrbar hierher kamen, auf die eben dargestellte Weise fielen von Stufe zu Stufe, und erst zur Erkenntniß kamen in den Gefängnissen, Spitälern und Entbindungshäusern; wer kann sie zählen, die nach einem Leben voll Sünde und Schande, an Leib und Seele zerrütet, ungenannt und ungelannt vor der Zeit hinausgetragen sind in ein frühes Grab! Daneben gibt es, Gott Lob, wie vorher bereits erwähnt wurde, auch eine ansehnliche Zahl solcher deutschen Mädchen, die diesen Verjuchungen widerstanden haben und mit Liebe und Anerkennung von ihren Herrschaften überhäuft, sich ein angenehmes, sorgenfreies Loos bereitet haben.



Aus der Blütezeit der Almanache.

Seitdem Göttingen im Jahre 1737 Universitätsstadt geworden, galt es für einen Hauptort deutscher Gelehrsamkeit, aber den Mäcen war noch die Stadt noch die Hochschule niemals hold gewesen. Mit hochhafter Liebertreibung charakterisirte der geistreiche Kätner noch im siebenten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts das spießbürgerliche Treiben der dortigen Gesellschaft in dem bekannten Epigramm:

O Gräfin, unser Ort kennt keine Dichtertriebe,  
Nicht sanfte Regungen von Bärtlichkeit und Liebe;  
Hier mußt du, wenn man dir was Gränbliches soll sagen,  
Nach Würsten und Kartoffeln fragen.

Und doch sollte auf diesem unergiebigen Boden ein dichterisches Unternehmen erblühen, das mit Göttingens Namen geschmückt — ein Stück deutscher Literaturgeschichte repräsentirt; ja an diesem feierlichen Geschichtshimmel sollte ein jugendlich schwärmerischer Dichterbund wie ein Meteor leuchtend emporstehen, freilich eben so rasch verschwinden, aber doch nicht ohne eine feste Spur für alle Zeiten in der Geschichte unserer Poesie zurückzulassen. Es waren: der Göttinger Musenalmanach und der Göttinger Dichterbund.

Der Dithmarsche Christian Voie und der Thüringer Fr. Wilh. Götter waren die Väter des ersten deutschen Musenalmanach für das Jahr 1770, den sie — unter Käftners wirksamer Förderung — nach dem Vorbilde des Pariser Almanach des muses im Sommer 1769 in Angriff nahmen. Der Göttinger Buchhändler Job. Christian Dietrich übernahm den Verlag. Andernwärts schon gedruckte und ganz neue Gedichte sollten darin Aufnahme finden, aber die Herstellung ging nur langsam vorwärts, und als endlich im Januar 1770 das Buch zur Ver-

sendung fertig lag, war ihm bereits ein Nebenbuhler in Leipzig unter dem Titel: „Almanach der deutschen Mäcen auf das Jahr 1770“ zuvor gekommen. Die beiden Nebenbuhler waren äußerlich sehr verschieden — der Göttinger ein wenig zierliches Büchlein in Seide von 188 kleinen Seiten, der Leipziger ein statlicher Octavband von 314 Seiten. Der Göttinger enthielt einen ganz gewöhnlichen Kalender mit den üblichen Heiligennamen, der Leipziger hatte diese mit den Namen deutscher Dichter vertauscht; an Sonn- und Feiertagen standen fettgedruckt die bedorruaten — Haller begann das Jahr, Wieland, Klein und Uz erdhienen am Ofterfest, Klopstock am Weihnachten, Lessing am Reformationsfeste. Endlich enthielt der Leipziger außer Gedichten (darunter manche gemeinsam mit dem Göttinger) noch einen ausführlichen kritischen Theil: „Notiz poetischer Neuzeitungen vom Jahr 1769“ und eine „Tabelle unerer lebenden Dichter und schönen Geister, nebst ihrem Charakter und diesjährigen Beschäftigungen.“

Aber der kleine Göttinger ließ sich durch den Leipziger Konkurrenten nicht entmutigen. Trotz der Nebenbuhlerschaft desselben, trotz mißgünstiger Rezensionen, trotz der Mißbilligung der Göttinger Professoren setzte Voie sein Werk fort und gab im folgenden Jahre,

als Götter zurücktrat, den Musenalmanach allein heraus. Auf Kämpfers und Knebels Rath fügte er noch dem Haupttitel den Nebentitel: „Poetische Blumenlese“ zu, einmal um ihn so deutlicher von dem Leipziger zu unterscheiden, dann aber auch, um ihn in Ländern, wo der Kalender gegen das Staatsprivilegium verstieß, ohne denselben zu verbieten. Die nächsten vier Jahrgänge sind Voies eigenes Redaktionswerk und zugleich der Glanzpunkt des ganzen Unternehmens. Voies Wohnung war die Herberge der Dichtergenossen — dort sammelten sie sich allwöchentlich — Hölty, Miller, Dahn, auch Bürger und später Voh, und lasen vor, was ihnen die Muse bescheert, und Voie, der Klarblickende, Vielbeselene, kritisirte und korrigirte, und nur was als das Beste befunden ward, kam zu den Beiträgen der auswärtigen Meister in den Almanach.

Aus diesen Versammlungen entstand 1772 der Göttinger Dichterbund, dessen erste überschwengliche Stiftung in Voies Abwesenheit und gewiß wider seinen Willen improvisirt wurde. Er fügte sich aber in das Geschehene und ließ es sich sogar gefallen, daß man ihn nachträglich als Werdomar zum Ehrenpräsidium machte. Alle Glieder hatten ähnliche schwingvolle Namen. Voh hieß: Gottschalk; Dahn — Tenthart; Miller — Minnehöld; Hölty — Haining zc. Die alten Versammlungen nahmen übrigens ihren gewöhnlichen Fortgang — nur trat der Klopstockstultus und die Fremdschaftschwärmerie entschiedender in den Vordergrund; beides nahm mit der Ankunft der Grafen Stolberg moomöglich noch zu. Dazu kamen Demonstrationen gegen die „Wol-

luffänger“. Mit Wielands „Joris“ hefte man sich die Pfesfen an, ja sein Bildniß, das dem Leipziger Almanach für 1773 beigegeben war, wurde feierlich verbrannt. In den Musenalmanach brachte der ungesäme Drang und empfindsame Ueberschwang dieser „Gardenjünglinge“ ein neues Leben; er wurde fortan das Organ des neuen Bundes. Der Almanach von 1773 erregte sich Goethes Beifall; im nächstfolgenden erschien der neuaufgegangene Dichterkern inmitten der Göttinger Schar, die diesmal durch Bürger's „Lenore“ besonders glänzend vertreten war. Der Göttinger Musenalmanach hatte über seinen Leipziger Nebenbuhler gesiegt, und er blieb auch obenan, als sein trefflicher Redakteur Voie im Herbst 1774 an Voh sein Amt abtrat und der Bund bald darauf auseinander stob. Aber nur ein Jahr stand der alte Göttinger unter der Redaktion von Voh; denn als dieser — um im Selbstverlag einen höheren Gewinn zu erzielen — den Jahrgang 1776 (dessen Titelblatt wir mittheilen) in Lauenburg drucken ließ, setzte auch der Göttinger Verleger das Unternehmen seinerseits, zunächst unter Götting's Redaktion, fort, ja dieser urprüngliche alte Musenalmanach hat den neuen Boh'schen sogar noch um drei Jahre überlebt und ist erst 1803 eingegangen. Als Göttinger Musenalmanach cursirten sie aber beide fort und fort im Munde der Leute. Und dieser Name bezeichnet



Wie ein Vogel sang im Schilfweide, Sie war ihrer kleinen Götterbär...



Hand den Weiser, wech'se Weis, mehr Weis, um'se Weis, Weisheit's Weis...

Aus dem „Kleinen Taschen-Calender auf das gemeine Jahr 1795, mit Kupfern gezieret und zu Berlin herausgegeben.“ In 32. Zwei der 12 Eshonmiedlischen Kupfer zu Göttinger Elegie auf ein Landmädchen aus diesem Jahrgange.



Poetische  
**Blumenlese**  
Für das Jahr  
1776.  
Von den Verfassern der bisherigen  
Göttinger Blumenlese,  
nebst  
einem Anhang  
die  
Freymaurerey betreffend;  
Herausgegeben  
von  
J. H. Voh.  
Lauenburg,  
gedruckt bey Johann Georg Berenberg.

Titel und Titelkupfer des Boh'schen Musenalmanachs für 1776. 16.



auch die Blütezeit der Almanache überhaupt, denn keiner der zahllosen Nachfolger und Nebenbuhler — selbst der durch die Xenien und die Balladen berühmte Schillerische nicht — hat je die Bedeutung und Verühmtheit des Göttinger erreicht.

Vor mir liegen sie, fast vollständig, die 60 Bändchen der beiden Zweige des ältesten Wafelalmanachs, zierlich und niedlich anzusehen wie eine kleine Puppenbibliothek. Auf die ersten ist auch äußerlich die meiste Sorgfalt verwendet. Der nächst Chodowicki bedeutendste Illustrator des XVIII. Jahrhunderts, Reil, hat das Titelbild geliefert, wohl auch die Monatsbilder, dazu eine Reihe Kopf- und Schlussigneten zu einzelnen Gedichten. Ein Jahrgang enthält zwölf Illustrationen zu Wielands „Agathon“ von Reil; es war merkwürdigerweise derselbe, zu dem Wieland selbst einen Beitrag beisteuerte, ja in dem Götter Wielands Genus prius, während der sanfte Höltys seinem „Leuthart“ die jedenfalls auf Wieland gemünzten Donnerworte zurief:

Waise Teutoniens, du lächelst —  
der gaulischen Altersschwacher,  
Die, in den goldenen Sälen La-  
retiens,  
Ihr Weibchen klammert Schande  
dem Sohne Teuts,  
Der's duchtig trinkt, weil es  
Wollust  
Durch die entlebten Aehren  
krömet!  
Schwing deine Weibel, Gänger  
der Jugend! Schwing  
Die Feuerzettel, welche dir  
Braga gab,  
Die Watterbrut, die unsre  
deutsche  
Heidelsheit, Keuschheit und Treue  
tödtet,  
Jurdäuskräupen! . . .

Der Grund dieser ersten Jahrgänge ist sorgfältig und sauber ausgeführt, jede Seite hat eine geschmackvolle Einfassung, die später in Wegfall kam. Nicht schön gestochene Noten — die Melodien zu einzelnen



Aus „Genealogischer Kalender auf das Jahr 1770, mit Kupfern geziert und mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben.“ Zwei der 12 Chodowickischen Kupfer zu Lessings Minna von Barnhelm aus diesem Jahrgange.

Vardenpoeie und die Nährseligkeit vorherrichen. Klopstock theilt Vardengeänge aus „Hermann und die Fürsten“ mit, der Barde Hingul (Kretschmann) singt ein „Frühlingslied“, und Sined, der Bruder der Barde, widmet Hingulohen, dem Freunde der Weiser, ein „Gedicht“ zc. zc. Friedrich Stolberg richtet an den Mond einen für die Zeit höchst charakteristischen Stoßzeiger:

Siehst du ein Freund o Mond? Du bläst so traurig  
Durch die hangenden Bäume! Oder träst die  
Witwe deine Wangen, weil diese Tränen  
fließen du labest?

O, so ertheile meines Hangs  
Blade,  
Der dich schmachtend beschaun,  
und lästere ihm freundlich:  
An der keine Strömungen weint  
dein Stolberg  
Zukühen der Schilfha!

Willer, der Verfasser der Klostergeschichte: „Sigwart“, läßt eine eifrige Nonne den Mond ansprechen:

Ah, du lieber Mond! wie helle  
Scheinst du in diese Zelle,  
Wo, auf ewig eingemauert,  
Gottes Anverlobte trauert!  
und Clarissa ruft ihrer  
Cäcilie zu:

Meine nicht in deiner Helle,  
O Geliebte, weine nicht!  
Nicht doch ihrer Kuchelle  
Sich sein frommer Botschaft.

Höltys „Elegie auf ein Landmädchen“, zu der Chodowicki später für eine andere Ausgabe die von uns mitgetheilten Illustrationen zeichnete, steht im Almanach von 1774.

Noch reicher ist Höltys im Böhischen Almanach vertreten, der auch nach seinem frühen Tode des Dichters Bildniß brachte. Dieser Verlust wie Willers Verstummen war für Böh höchst empfindlich. Nach genug schwand sein Traum,

den Almanach auf die Mitarbeit der Freunde gründen zu können; er war oft in großen Redaktionsnöthen und mußte dringen, was er gerade

bekam. Als Bürger 1779 nach Göttingens Rücktritt, von der größten Noth getrieben, an dessen Stelle in Göttingen trat, verlor Böh seine letzte beste Kraft aus den Gliedern des Bundes. Dafür erklangen Lieder aus Vater Gletms Hütchen, und der Alte selbst wurde endlos angefangen. Von Jahr zu Jahr nahm die „selbstzufriedene Mittelmaßigkeit“ einen breiteren Raum ein. Dennoch enthalten die folgenden Jahrgänge manch Schönes, wie z. B. das Rheinweinfied und das Abendlied von Claudius, die Tabakspfeife von Bessel, die Linde auf dem Kirchhof von Jacobi, Matthijsons Adelaide u. v. a.

Böh feuerte sein Bestes bei. Die Originalform der ersten zwei Gesänge der „Luise“ sind im Almanach zu finden, und es ist der Mühe werth, sie mit der späteren, gewaltig durchgeheilten Redaction zu vergleichen. An Bodmer richtete er sein reizendes Idyll: „Der 70. Geburtstag“. Endlich gab er Proben aus seiner Homerübersetzung und aus seinen meist mißglückten Volksliedern.

Uebershaupt steht ein Stück des Lebens von Böh in seinem Almanach, an dessen Redaction sich nur ganz vorübergehend und wenig thätig Götting betheiligte. Aus den gelegentlichen Schlussworten ergibt sich, wie der Almanach dem armen Redacteur immer mehr nur eine „weidende Ruh“ wurde, die freilich oft dürftig genug ihn versorgte und ihm endlose Sorgen machte. Gleich sein erster Verleger machte Bankrott, und



Aus „Genealogischer Kalender für West-Preußen auf das Jahr 1776“. In Berlin herausgegeben auf Kosten der Königl. Academie der Wissenschaften, 16°. Eins der 12 Kupfer von Chodowicki zu Goethes Robelen und Erzählungen aus diesem Jahrgange.



Aus dem „Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799“, Stuttgart bei J. F. Steintopf, in 12°. Mit Kupfern aus Goethes „Hermann und Dorothea“ von Chodowicki, denen nur A. W. Schlegel etwas beigezeichnet hat. Sonst sind neben den Dichtern des Daines die verschiedensten Richtungen vertreten: die Bremer Beiträger, die Halberstädter, die Berliner zc. Manche der großen Dichter verhedden sich unter Chiffren; so Goethe (H. D. oder T. D.), Lessing (R. B.), Herder (M. D.), Bürger (U.) — selbst Klopstock tritt gelegentlich einfach mit N. auf. Sehr viele der Chiffredichter haben übrigens ganz recht gethan, mit ihren Namen zurückzutreten; schon in den ersten Jahrgängen findet sich viel Mittelgut. Als charakteristisch für den „Dain“ ist hervorzuheben, daß die



der Almanach wanderte zu C. E. Bohn nach Hamburg. Die Spekulation auf die Freimaurer, die sich im Anhang von 1776 sehr unangenehm bemerkt macht, mißlang. Dann hatte er sich mit Nachdruck seiner Gedichte herumzuschlagen, was auch im Almanach zum Ausstrag gebracht wurde; auch seine neuen Publikationen bietet er darin gegen Voransbezahlung an, oder er sucht durch Subskriptionen zu ermitteln, ob sich der Druck eines neuen Bandes lohne. Dann setzt er sich wieder in langen Nachschriften mit den böswilligen Rezensenten auseinander und lücht dem Publikum seinen Standpunkt klar zu machen. Die zahllosen Einfender schlechter Gedichte fertigt er zuweilen gewaltig derb ab. „In Ermangelung eines Schofelarchivs,“ schreibt er einmal, „dergleichen Bürger nenlich hinter seinem Ofen in einem geräumigen Holzstube angelegt haben soll, ließ ich sie gewöhnlich, wie sie ankamen, durch die heilige Flamme des Feuers zu den Sternen emporfliegen zc.“ Nun aber wolle er sie in einem „Schofelalmanach“ abdrucken zc.

Endlich, nachdem 1799 überschlagen war, erschien für das Jahr 1800 der letzte Böhische Almanach, der sich übrigens — wie gefagt —

schon längst überlebt und ausgelebt hatte. Die Almanache hatten an den Taschenbüchern und Kalendern eine nicht zu überwindende Konkurrenz bekommen. Die lange Reihe derselben wurde 1791 durch das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ von W. G. Beder eröffnet. Auch darin erschienen Gedichte, aber entweder waren es längere, wie Goethes Hermann und Dorothea (vgl. Dohm S. 104), oder sie bildeten neben dem Novellenstoff nur eine Art Zugabe. Auch Schillers „Dreißigjähriger Krieg“ und seine „Jungfrau von Orleans“ erschienen zuerst in einem Kalender. Diese Taschenbücher — „der Grazien“ — „für Frohsinn und Liebe“ — „für Freunde und Freundinnen des Schönen“ — „für Frauenzimmer“ — „Kranke“ — „Eidora“ — „Aduna“ — „Bergheimnächte“, um nur einige der Titel zu nennen — und die sich allmählich vervollkommenden Kalender erhielten dann einen Hauptreiz durch die trefflichen Bilder von Chodowiecki zu klassischen Dichtungen. Die umhingend mitgetheilten Reproduktionen einiger von diesen meisterhaften Illustrationen des vorigen Jahrhunderts geben zugleich eine Probe von dem oft überzierlich kleinen Format jener Lieblingsbücher unserer Vorfahren. R. K.

## Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.  
Bd. V. 11. / VI. 70.

(Fortsetzung.)

### XXXV. Renate an Lewin.

In der zweiten Januarwoche hatte Jürgast Lewin und seine übrigen Freunde zu einem Dejeuner eingeladen. Der für dasselbe bestimmte Tag war nun da, aber noch nicht die festgesetzte Stunde. Lewin hatte sich's auf seinem Sopha so bequem gemacht, wie es der Bau desselben zuließ, und blätterte in Herders „Völkstimmen“, einem Buche, das ihm besonders theuer war. Es war ein Geschenk Kathinkas und hatte selbst dadurch nichts an seinem Werthe verloren, daß es ihm von Seiten der Geberin, die nur Sinn für das Pathetische und Romantische, aber nicht für das Naive hatte, mit einem Anfluge von Spott überreicht worden war. Er las eben die Stelle:

So geht's, wenn ein Maidel zwei Knaben lieb hat,  
Thut wundersehten gut,  
Das haben wir beid' erfahren,  
Was falsche Liebe thut —

als Frau Huln mit einem Briefe eintrat, der von der Post her abgegeben worden war. Es waren Zeilen von Renatens Hand, trugen aber nicht den Küstner, sondern den Selower Stempel, woraus er erlah, daß ihn ein expresser Bote behufs rascherer Beförderung quer durch das Bruch getragen haben mußte. Dies fiel ihm auf, ebenso die Länge des Briefes, als er nicht ohne eine gewisse Unruhe das Siegel erbrochen hatte. Denn unter den zwei extremen Parteien, denen alle briefschreibenden Damen zugehörten, zählte Renate zur Partei der äußersten Kurzscheiber. Was bedeutete diese Ausnahme?

Lewin las:

Hohen-Viech, Dinstag, den 12. Januar 1813.

Lieber Lewin! Papa, der Dir schreiben wollte, wird eben abgerufen; Graf Drosselstein ist da, um Geschäftliches mit ihm zu erledigen. So fällt mir es zu, Dir über unsere letzten Ergebnisse zu berichten. Schwere Stunden liegen hinter uns. Wir hatten diese Nacht ein großes Feuer: der alte Saalanbau ist niedergebrannt.

Du wirst näheres wissen wollen; so laß mich denn erzählen.

Es war kaum zwöf, als ein Lärm mich weckte. Ich richtete mich auf und sah, daß die Scheiben glühten, als fielen das Abendroth hinein. Ich sprang aus dem Bett und lief an das Fenster; der Hof war noch leer, aber aus der Mitte des Saalanbaus schlug eine Flamme auf, und unter der Einfahrt, den Rücken mir zugekehrt, stand unser alter Pachal und blies auf seinem Kuhhorn in die Dorfgasse hinein, in Tönen, die mir noch jetzt im Ohre klingen.

Mich wandelte eine Ohnmacht an und von den nächsten Minuten weiß ich nichts. Als ich mich wieder erholt hatte, saß ich aufgerichtet in meinem Bett und Tante Schorlemmer und Maline waren um mich her, beide zitternd vor Angst und Aufregung. Sie packten immer neue Kissen in meinen Rücken, Maline hatte Riechsalz gebracht und Tante Schorlemmer betete,

während ihr über die Lippen flogen: „Herr Gott Zebaoth, steh uns bei in unsrer Noth!“

Ich weiß nicht, wie es kam, aber alle Angst war plötzlich von mir abgefallen, wie wenn die hinschwindende Ohnmacht den Schreden mit fortgenommen hätte. Ich verlangte aufzustehen, klebete mich rasch an, und da gerade nichts anderes zur Hand war, setzte ich die polnische Mütze auf, die Kathinka hier zurückgelassen hatte. So ging ich hinunter.

Das Feuer hatte mittlerweile rasche Fortschritte gemacht und noch immer war keine Spritze da. Aber kaum, daß ich auf den Hof getreten war, als auch schon von der Dorfgasse her ein Rauseln hörbar wurde, und im nächsten Augenblick kam unsere Hohen-Viecher Spritze durch das Thor; Krist und der junge Scharwenka hatten sich an die Deichsel gespannt, und Hanne Bogun mit seinem Stumpfarm gegen den Wasserkasten gelehnt, half durch Schieben nach. Hari an dem Steindamm, aber jenseits nach dem Wirtschaftshofe hin, fuhr sie auf. Papa hatte schon vorher Mannschaften an den Ziehbrunnen und an die kleine Hespumpe gestellt und nun in doppelter Reihe wurden die Eimer zugereicht. Alles war Eifer und Leben, und ehe fünf Minuten um waren, fiel der erste Strahl in die Flamme. Schulze Kniehase leitete alles. Sonderbar, inmitten dieses Graues schlug mir das Herz wie vor Freude höher. Aber Welch ein Anblick auch! Ich werde dieser Minuten nie vergessen. Die Nacht hell wie der Tag, alle Gesichter vom Glanz beschienen, Kommandoworte und dazwischen jetzt vom Turme her, in langen abgemessenen Pausen, Stürmen der Glode. Der alte Kuballe, trotz seiner achtzig, war selbst hinaufgegangen, um in das ganze Bruch hineinzurufen: „Feuer, Feuer!“ Und nicht lange, so hörten wir die Antwort darauf.

„Das ist die Hohen-Viechische,“ sagte Jeebe, der Kapverd vor Frost neben mir stand, und gleich darauf fiel auch die Manschnower ein. Ich erkannte sie selbst an ihrem tiefen Ton. Immer rascher gingen nun die Eimer, da jeder wußte, daß die Hilfe von den andern Dörfern her jetzt jeden Augenblick kommen müsse. Und sie kam auch wirklich. Die Hohen-Viechische war wieder die erste; im Carriere mit zwei von des Grafen Pferden kam sie den Forstaderweg herunter, und wir hörten sie schon, als sie bei Miesleys um die Ecke bog. Es schütterte wie ein Donner. Mit lautem Freubengeschrei wurden sie begrüßt, und Kümmeritz, der seine Gicht eben erst los geworden war, übernahm das Kommando.

Auf dem Wirtschaftshofe, aber doch so, daß die in Front stehenden Spritzen unbehelligt blieben, hatte sich inzwischen das halbe Dorf versammelt. In vorderster Reihe standen Seidentopf und Marie; er, in seiner alten schwarzen Tuchmütze mit dem weit vorsiehenden Schirm, daß es aussah, als ob er gegen den Feuerschein schützen wollte; sie, an seinen Arm gelehnt und wie ich durch das aufregende Schauspiel ganz hingegenommen. Wieder überraschte sie mich durch ihre besondere Schönheit. Ihr Gesicht war schmaler und länger als gewöhnlich und aus



dem roth- und schwarzkarrirtem schottischen Tuch heraus, das sie nach Art einer Kapuze übergeworfen hatte, leuchteten ihre großen dunklen Augen selber wie Feuer.

Die Eimerkette ging, der Strahl fiel in die Flamme, aber bald mußten wir uns überzeugen, daß es unmöglich sei, den Saalanbau auch nur theilweise zu retten, und so gab Papa Drede, den Wasserstrahl nur noch auf Dach und Giebel des Wohnhauses zu richten, um wenigstens das Uebergreifen des Feuers zu hindern. Aber auch das schien nicht gelingen zu sollen; das Weinspalter fing bereits an, an mehreren Stellen zu brennen, und das am Hause niederführende Gossenrohr, als oben das Zink geschmolzen, löste sich aus der Dachrinne und stürzte auf den Hof.

In diesem Augenblicke erschien Hoppenmarielen unter der Einfahrt, blieb stehen und sah auf das Feuer. Sie kam nicht von Hause, sondern war erst wieder auf dem Wege dahin. Wer weiß, wo sie bis dahin gesteckt hatte. Als Hanne Bogun der Alten ansichtig wurde, schüttelte er seinen linken Fackelarmel wie im Triumph und rief: „Da is Hoppenmarielen,“ und gleich darauf: „De möt et bespreken.“ Papa wußte wohl, daß die Leute, die so vieles von ihr wissen, ihr auch nachsagen, daß sie Feuer besprechen könne; es widerstand ihm aber, sich an ihre Teufelskünste, an die er nicht glaubt oder die ihm zuwider sind, wie hilfsbitend zu wenden. Seidentopf, der wohl sehen mochte, was in ihm vorging, trat an ihn heran und sagte: „Wer Gott im Herzen hat, dem muß alles dienen, Gutes und Böses.“ Da winkte Papa die Alte heran und sagte: „Nun zeige, Marielen, was Du kannst.“

Diese hatte nur darauf geworiet; sie marschirte zwischen den beiden Spritzen hindurch rasch auf die Stelle zu, wo der alte Saalanbau mit unserem Wohnhaus einen rechten Winkel bildete, und stellte, nachdem sie zwei, drei Zeichen gemacht und ein paar unverständliche Worte gesprochen hatte, ihren Hakenstock scharf in die Ecke hinein. Dann, während sie quer über den Hof hin wieder auf die Einfahrt zurückmarschirte, sagte sie zu den Spritzenleuten: „De Hohen-Biesjarischen können nu wedder to Huus foohren,“ und schritt, ohne sich umzusehen, die Dorfstraße hinunter in der Richtung aus den Forstacker zu. Ihren großen Hakenstock aber hatte sie statt ihrer selbst an der Brandstätte zurückgelassen.

Das Feuer ließ augenblicklich nach; Sparren und Balken stürzten zusammen, aber es war, als verzehe sich alles in sich selbst und habe keine Kraft mehr nach außen hinauszugreifen. Zugleich ließ der leise Wind nach, der bis dahin gegangen war, und es begann zu schneien. Ein entzückender Anblick, der dunkelrothe Schein, in dem die Floden tanzten.

Die Hohen-Biesjarische Spritze fuhr wirklich ab und der Hof wurde wieder leer; nur Papa und der alte Kniehase blieben noch und trafen ihre Anordnungen für die Nacht. Ich war mit unter den ersten, die sich zurückzogen, und trotzdem mein Zimmer unmittelbar an die Brandstätte stieß, so war meine Zuversicht, daß die Gefahr beseitigt sei, doch so groß, daß ich gleich einschlief. In meinem Traume mischte sich das eben Erlebte mit jener wunderbaren Feuererscheinung im alten Schloß zu Stockholm, wovon Du Marie und mir am ersten Weihnachtstage erzähltest, als wir am Kamin saßen und den Christbaum plünderten. Ich sah im Traum die Scheiben meines Fensters glühen; als ich aber aufstand, um nach dem Schein zu sehen, war ich nicht mehr allein und gewahrte nur eine lange Reihe Beurtheiler, die mit entblößtem Hals an einen Block geführt wurden. Ein entsetzliches Bild, und alles roth, wohin ich sah. Aber in diesem Augenblick trat Hoppenmarielen in die Thür des Reichsaales und alles rief: „De möt et stillen.“ Da hob sie den Stock und es war kein Blut mehr; und das Bild versank und sie selber mit.

Heute früh war ich zu guter Stunde beim Frühstück; Papa und die Schorlemmer erwarteten mich schon. Ich hatte mich vor dieser Begegnung gefürchtet; die Scheune, die vor zwei Jahren niederbrannte, liegt noch als ein Schutthaufen da, und nun ein zweites Brandunglück, das wieder auszugleichen es vollends an den Mitteln fehlen wird. Ich fand aber eine

ganz andere Stimmung vor, als ich gefürchtet hatte. Papa war gesprächig und von einer Weichheit, die mehr von Hoffnung als von Trauer hatte. Er nahm meine Hand, und als er sah, daß ich nach einem Trostworte suchte, lächelte er und sagte:

„Und eine Prinzessin kommt ins Haus,  
Ein Feuer löst den Flecken aus.“

„Ich fange an, mich mit dem alten Hohen-Bieger Volksreim auszufohnen. Die Prinzessin läßt noch auf sich warten, aber der Flecken ist fort, das Feuer hat ihn ausgelöscht. Ja, meine liebe Renate, Räthsel umgeben uns und vielleicht ist es Thorheit, uns in dem Doppelhochmuth unseres Wissens und Glaubens, alles dessen was Aberglauben heißt und vielleicht nicht ist, entschlagen zu wollen. Auch in ihm, von weiter herangekehrt, liegen Keime der Offenbarung. „Ein Feuer löst den Flecken aus“, inmitten all dieser Prüfungen ist es mir, als müßten andere, bessere Zeiten kommen. Für uns, für alle.“ Ich wollte antworten; aber Jeeke trat ein und meldete, daß Graf Drosselstein vorgeschahen sei.

Da hast Du den längsten Brief, den ich je geschrieben. Einen Gruß an Kathinka, auch an Frau Helen. Herzlichst Deine Renate von B.“

Lewin legte den Brief aus der Hand. Er war bewegt, aber dasselbe Gefühl, das in Vater und Schwester vorgeherrscht hatte, gewann auch in ihm die Oberhand. Die Freude darüber, daß etwas Unheimliches aus ihrem Leben genommen sei. Er setzte sich schnell an sein Pult und schrieb eine vorläufige kurze Antwort, in der er diesem Gefühle Ausdruck gab. Am Schlusse hieß es: „Der Altar ist nicht mehr, und der alte Matthias, wenn er weiter „spöden“ will, muß sich eine andere Betestelle suchen.“ Aber er erschraf vor seinen eigenen Worten, als er sie wieder überlas. Das klingt ja, als läd' ich ihn aus dem Saalanbau in unser Wohnhaus hinüber. Das sei fern von mir. Ich mag den „Comthur“ nicht zu Gast bitten. Und mit dider Feder strich er die Stelle wieder durch.

Dann kleidete er sich rasch an, um Jürgaß, der nach dieser einen Seite hin empfindlich war, nicht warten zu lassen.

#### XXXVI. Dejeuner bei Jürgaß.

Nicht bloß die alte Excellenz Wylisch, wie Geheimrath von Ladafinski sich ausgedrückt hatte, war ein Pünktlichkeitspedant, sondern auch Jürgaß. Dies wußte der ganze Kreis. So kam es, daß sich eine Minute vor zwölf alle Geladenen auf Stur und Treppe trafen.

Die Jürgaßsche Wohnung befand sich in einem mit einigen Kellierschürkeln ausgestatteten Eckhause des Gensdarmenmarktes, und nahm die halbe nach dem Plage zu gelegene Beletage ein. Sie bestand, so weit sie zu repräsentiren hatte, aus einem schmalen Entrée, einem dreifenstrigen Wohn- und Gesellschaftszimmer und einem Speisesalon. Schon die Größe der Wohnung, noch mehr ihre Aus schmückung, konnte bei einem märkischen, auf Halbold gestellten Husarenoffizier, dessen väterliches Gut mit drei seiner besten Ernten nicht ausgerichtet haben würde, auch nur ein Drittheil dieser Zimmereinrichtungen zu bestreiten, einigermaßen überraschen; unser Rittmeister war aber nicht bloß der Sohn seines Vaters, sondern auch der Nefte seiner Tante, eines alten Fräuleins von Zieten, die als Konventualin von Kloster Heiligengrabe, ihrem Liebling, eben unserem Jürgaß, ihr ganzes ziemlich bedeutendes Vermögen testamentarisch hinterlassen hatte. In diesem Testament hieß es wörtlich: „In Anbetracht, daß mein Nefte Dagobert von Jürgaß, einziger Sohn meiner geliebten Schwester Adelgunde von Zieten, verheiratet von Jürgaß, durch seiner Mutter Blut, insonderheit auch durch Bildung des Geistes und Körpers ein echter Zieten ist, vermache ich besagtem Nefsen, Rittmeister im Gödingischen (ehemals Zietenischen) Husarenregiment, in der Voraussetzung, daß er das Zietenische so Gott will immer ausbilden und in Ehren halten will, mein gesamntes Baarvermögen, sammt einem Bildniß meines Bruders, des Generalleutenants Hans Joachim von Zieten, und bitte Gott, meinen lieben Nefsen in seinem



lutherischen Glauben und in der Treue zu seinem Königshaus erhalten zu wollen."

Dieses Testament war zufälligerweise gerade am 14. Oktober 1806, also am Tage der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, seitens der alten Konventualin, die noch denselben Winter das Zeitliche segnete, niedergeschrieben worden, weshalb denn auch Jürgas, bei der Wiedertehr jedes 14. Oktober, in seiner Weise zu sagen pflegte: „Sonderbarer Tag, an dem ich nicht weiß, ob ich ein Fest- oder ein Trauerfest anlegen soll; Preußen fiel, aber Dagobert von Jürgas stieg.“

Im übrigen hatte ihn die Tante richtig abgeschätzt; es steckte ihm von der Mutter Seite her, neben einem Hange zu gelegentlich glänzendem Auftreten, auch das gute Haushalten der Fietens im Blut, so daß sich sein Vermögen, aller Zeiten Ungunst zum Trotz, in den seit der Erbschaft verfloßenen sechs Jahren eher gemehrt als gemindert hatte.

In besonders reicher Weise war das schon erwähnte Wohnzimmer von ihm ausgestattet worden, was denn auch zur Folge hatte, daß alle diejenigen Herren, die heute zum ersten Mal in diesen Räumen waren, ihre Aufmerksamkeit auf Pfeiler und Wände desselben richteten. Die Fälle der Ausschmückungsgegenstände, unter denen namentlich auch bemerkenswerthe Skulpturen waren, gaben dem Geplauder, das ohnehin im Auf- und Abstreiten geführt wurde, etwas Unruhiges und Bestreutes, das dem Aufkommen eines gemüthlichen Tones ziemlich ungünstig war, von Jürgas aber, so sehr ihm unter gewöhnlichen Verhältnissen die Pflege des Gemüthlichen am Herzen lag, nicht unangenehm empfunden wurde, da ihm nicht entgehen konnte, daß der Grund dieser beständig hin und her springenden Unterhaltung ausschließlich eine seiner Eitelkeit schmeichelnde Bewunderung für seine Kunstwerke oder aber Neugier in Betreff der sonst noch vorhandenen Sehenswürdigkeiten war.

Zu diesen Sehenswürdigkeiten gehörte vor allem der „große Stiefel“, der sechs Fuß hoch, mit einer anderthalb Zoll dicken Sohle und einem neun Zoll langen Sporn daran, seinerzeit entweder selbst eine *causa célèbre* gewesen war oder doch zu einer solchen die Anregung gegeben hatte. Es hatte damit folgende Bewandniß.

Es war am Ende der neunziger Jahre, als Jürgas, damals noch ein blutjunger Lieutenant bei Södinghusaren, mit Wolf Quast vom Regiment Gensdarmes die Friedrichsstraße nach dem Oranienburger Thore zu hinaufschlenderte. Nicht vor der Weidendammerbrücke, gegenüber der Papiere, fiel ihnen ein riesiger Sporn auf, der im Schaufenster eines Eisenladens hing. Sie blieben stehen, lachten, schwätzten und setzten fest, daß der erste, der in Arrest käme, den Sporn laufen solle. Der erste war Jürgas. Aber der Sporn war kaum entstanden, als ein neues Abkommen getroffen wurde: „der nächste läßt einen Stiefel dazu machen.“ Dieser nächste nun war Quast und nach Ablauf von wenig mehr als einer Woche wurde der mittlerweile gebaute Riesenstiefel unter allen erdenklichen Formalitäten prozeßionsartig erst in die Kaserne und dann in Quasts Zimmer getragen. Von den jüngeren Kameraden beider Regimenter fehlte keiner. Da stand nun der Koloss und der Riesenstiefel wurde angeschmalkt. Aber der einmal wach gewordene Uebermuth war noch nicht befriedigt, und eine Steigerung suchend, wurde beschloßen, dem großen Stiefel und großen Sporn zu Ehren, auch ein entsprechend großes Fest zu geben. Der Stiefel natürlich als Bowle. Gesagt, gethan. Das Fest verlief zu vollkommener Genugthuung aller Theilhaber, aber keineswegs zur Zufriedenheit des Kriegsministers, der vielmehr dem Unfug ein Ende zu machen und den großen Stiefel todt oder lebendig einzuliefern befahl.

Die betreffende Ordre war kaum ausgefertigt, als alle jungen Lieutenants einig waren, daß es Ehrensache sei, den Stiefel *coûte que coûte* zu reiten, der nunmehr auch wirklich bei der bald darauf stattfindenden Kasernenrevision aus einem Zimmer in das andere, und schließlich in Rückzugstappen erst auf die havelländischen, dann auf die Ruppinschen und Krieg-

nischen Güter der respektiven Väter und Oheime wanderte, die sich nolens volens in das von ihren Söhnen und Neffen eingeleitete Spiel mitverwickelt sahen. So kam er schließlich nach Gauer, und war auf ein ganzes Duzend Jahre hin verpfändet, als unser Jürgas, bei Gelegenheit eines kurzen Besuchs im väterlichen Hause, des ehemaligen *corpus delicti* wieder ansichtig wurde, und sofort beschloß, es als originelle Zimmerdecoration in seiner eben in Einrichtung begriffenen Wohnung zu verwenden. Er machte übrigens nicht mehr von der Sache, als sie werth war, und wenn er, die Geschichte vom „großen Stiefel“ erzählend, einerseits viel zu viel Urtheil hatte, um einen Kähdriehsfreih als Heldenthat zu behandeln, so war er doch auch fest und unbefangenen genug, sich des Uebermuthes seiner jungen Jahre nicht weiter zu schämen.

Der eintretende Diener, die Flügelthüren des Speisesalons öffnend, meldete durch diese stumme Sprache, daß das Frühstück servirt sei, und Jürgas, vorausschreitend, bat seine Gäste ihm folgen zu wollen. An einem runden Tisch war gedeckt. Die Gesellschaft bestand aus den Herren von Hirschfeldt und von Merheimb; einem dem Kreise eng befreundeten Kandidaten Hansen-Grell; sowie endlich aus Tubal, Lewin und Bummde.

Die Jürgas'schen Frühstücke waren berühmt, nicht nur durch ihre Auserlesenheit, sondern beinahe mehr noch durch die Aufmerksamkeit und Ueberrassungen, womit er das Mahl zu begleiten pflegte. Auch heute war er nicht hinter seinem Ruf zurückgeblieben. Unter dem Couverte von Hirschfeldt, der in Spanien gegen die Franzosen gefochten hatte, lag, aus einem französischen Reisebuche herausgeschnitten, ein kleines Bildchen, das die „Kathedrale von Taragona“ darstellte.

Auch für Bummde war eine Ueberrasschung da, die freilich mehr den Charakter einer Neckerei, als einer Aufmerksamkeit hatte. Es war eine große, neben seinem Teller liegende Papierrulle, die sich nach Entfernung des rothen Fadens, der sie zusammenhielt, als ein vielfach lädirter, in grober Schabemantier ausgeführter Kupferstich erwies. Darunter stand: „Einzug des Hauptmanns von Bummde in Kopenhagen.“ Und in der That, so wenig glaubhaft ein hauptmännischer Einzug in die dänische Hauptstadt sein mochte, es sah mehr oder weniger nach etwas Derartigem aus, schon weil die Straßensarkitektur getreulich wiedergegeben und für jeden, der Kopenhagen kannte, der aus drei Drachenschwänzen aufgeführte Spitzthurm des alten Börsegebäudes ganz deutlich erkennbar war; nichtdestoweniger bedeutete der eigentliche Gegenstand des Bildes, auf dem man einen offenen, mit vier Pferden bespannten und von Militär eskortirten Wagen sah, etwas sehr Anderes, und stellte weder die Entree joyeuse Bummdes, noch überhaupt einen Einzug, wohl aber die „Abführung der Grafen Brandt und Struensée zu ihrem ersten Verhör“ dar. Bummde, der den Kupferstich aus einem alten Antiquitätenladen her seit lange kannte, fand sich in dem Scherz schnell zurecht oder gab sich wenigstens das Ansehen davon, was das Beste war, das er thun konnte. Er hatte nämlich, was hier eingeschaltet werden muß, die Schwäche, mit einer etwas weitgehenden Vorliebe von seiner „nordischen Reise“, der einzigen, die er überhaupt je gemacht hatte, zu sprechen und war in Folge dieser Schwäche — von der er übrigens selber ein starkes Gefühl hatte — bei mehr als einer Gelegenheit nicht bloß das Opfer Jürgas'scher Neckereien gewesen, sondern hatte auch die Erfahrung gemacht, daß Stillhalten das einzige Mittel sei, denselben zu entgehen oder doch sie abzukürzen.

(Fortsetzung folgt.)

**Inhalt:** Im Bahn. (Schluß.) Scenovelle von W. Wagener. — Im Lande der Pharaonen. Mit zwei Illustrationen von F. C. Welsch und L. C. Müller. — Alte und moderne Automaten. Von Julius Stinde. — Aus Fiebertagen. Drei Pieder von Karl Stieler. — Die Deutschen in Paris. I. — Aus der Blüthezeit der Almanache. Mit sieben Illustrationen. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane.



Aus der Zeit — für die Zeit.



Frau Stagemann.

Frau Präsidentin Hahn.

Frau Präsidentin Bürgerin Hahn und Frau Stagemann in einer sozialdemokratischen Frauen- und Mädchenversammlung zu Berlin.

Nach dem Leben.

Man hält im allgemeinen diejenigen Frauen für die besten, von denen man am wenigsten hört. Wenn es hieße: von denen man am wenigsten erfährt, so würden die beiden Damen, deren Konterfei unser Zeichner im Sturm und Drang bewegter Versammlungen und in der fluthenden Strömung des letzten sozialdemokratischen Massenleichenbegängnisses fixirt hat, unstreitig zu den allerbesten ihres Geschlechts gehören. Denn es ist uns absolut unmöglich gewesen, etwas anderes über die Lebensverhältnisse und äußeren Umstände dieser beiden Damen zu erfahren, als was unser Berichterstatter in den bekannten tumultuösen Frauen- und Mädchenversammlungen selbst gehört und gesehen hat. Wir müssen uns also damit begnügen, ihre Bilder als lebendige Illustration zu den Zeitungsberichten zu geben, die man mit Bewunderung überall gelesen haben wird.

Das also sind „meine Damen“, wie Herr Most sie anredet, wenn ihm nicht aus alter Gewohnheit ein „meine Herren“ ent schlüpft, — das also sind die Damen, welche die wüthenden Philippiken gegen die Kirche und die „Pfaffen“ zu halten pflegen, Philippiken, deren grob zugehaue aber urwüchsige Bereitsamkeit aus den wüthendsten Beschuldigungen gegen die „Schwarzröde“ besteht, die man sich vom Leibe halten müsse, denen man schön heimges-

leuchtet habe bei dieser und jener Gelegenheit, denen man die Thür zeigen werde, wenn sie sich bliden lassen sollten. Schlichtlich gipfelt die in Erregung und Nüchternheit ersüdende Rede, deren wechselnden Tempos eine gleichgestimmte Zuhörerschaft athemlos folgt, in der Aufforderung zum Austritt aus der Landeskirche.

Der größeren Welt sind beide Damen lebendig in ihrer Eigenschaft als Rednerinnen und Leiterinnen bewegter Frauenversammlungen bekannt, ihre Verdienste als etwaige Gattinnen, Hausfrauen und Mütter müssen wir voraussetzen. Gebührt haben wir nur, daß Bürgerin Hahn, früher Präsidentin eines aufgelösten sozialdemokratischen Frauenvereins, die Gemahlin eines Maurers sein soll. Nach ihrem Austritte scheint sie nicht zu den eigentlichen Arbeiterkreisen zu gehören, von viel Energie und einiger Intelligenz zu sein. Auf den Beruf der Frau Stagemann, ebenfalls eine kräftige und unverblümte Rednerin, wagen wir nur unbestimmt aus der Wahrnehmung zu schließen, daß sie Zuschriften gelegentlich des letzten Massenleichenbegängnisses in ein Geschäftstotal unter der Erde erbat. Ob es das ihrige ist, wissen wir nicht. Wir bitten unsere Leser, sich mit diesen dürftigen Notizen zu begnügen und gleich uns das Hauptgewicht auf die bildliche Vorführung zu legen.



# Aus dem Papierkorbe des Daheim.

## Der Berliner Theetisch.

und seine ethische Bedeutung für die moderne Kultur.

Der Berliner Theetisch sieht aus, wie ein Mittelstück zwischen einem Vorkellertisch und einem Beischaufentisch. Sein vornehmster Bestandteil sind nämlich Zeller, Tassen, Kannen und Räumchen in ungezählter Menge, und Zerwicken. Besteht die Familie Silberzeu, so ist auch dieses in Ermanglung anderer Gemüthsmitel wie in einem Schaufentisch aufgestellt. Man würde wollich übertrieben, wenn man behauptete, daß sich gar nichts Ekstatisches auf dem Berliner Theetisch befände. Immer wird wenigstens symbolisch angedeutet, daß auf dringendes Verlangen jemand auch materiell, nicht nur geistig hier befriedigt werden könnte. Nur, daß man ein so rohes Begehren bei den erwarteten Gästen nicht voraussetzt; denn ein anfänglicher Theegast hat zwischen 6 und 7 Uhr abends zu Mittag gespeist und erfrischt sich im Moment seines Eintreffens einer gänglichen Appetitlosigkeit.

Die symbolischen Nahrungsmittel bestehen in der Regel aus Folgendem: Am einen Ende des Tisches befindet sich der bekannte silberne Theetisch, der in allen Nothfällen vorkommt, in welchen ein Theecabend im vornehmen Salon geschloßert wird. Er „brodeln“ und „singt“ sehr geräuschvoll, nimmt auch den Hauptplatz fort. Troßdem ist nichts darin, als pures Wasser, das unter dem Beifall der Eingeladenen sehr allmählich zu kochen anfängt.

Mr. Glade und Bellachini würden über ihre Stämperhaftigkeit erbleiden, wenn sie mit ansehen, welche unergleichlichen Kunststücke zarte Hände mit dieser Substanz — dem warmen Wasser — zu vollbringen im Stande sind. Finger und Daumen der Dedel des Theetisches gehoben und wieder gesenkt, nachdem der Versuch, hineinzusehen, an den aufsteigenden Dämpfen ebenso häufig gescheitert ist. Aus diesem Experiment erwächst jedoch der Gesellschaft noch folgenden Vorgänge mit natürlichen Dingen zugehen. Geschwindigkeit ist keine Fehler. Kommt man um halb neun Uhr, so ist spätestens um ein Viertel auf elf die erste Tasse Thee als ein Triumph der Wissenschaft an die Lampe gefördert. Dem Dedelheben folgte nämlich das Umgehen: aus der Kanne zunächst in eine Tasse, aus dieser zurück an den ursprünglichen Ort der Bestimmung, sodann in ein Räumchen, ferner auf eine Tasse Thee als Probe. Hierauf werden zwei ganze, gehäutete, Theelöffel aus der ästhetischen Theebüchse entnommen. Das eigentliche Aufgucken beginnt. Endlich gießt man ein Theertrauf nach. Dies kann indessen niemals genau festgesetzt werden, weil die Verabfolgung an das Publikum nur in homöopathischer Verdünnung geschieht, so daß sich ohne mikroskopische Untersuchung die ursprünglichen Bestandtheile nicht mehr enträtseln lassen.

Reben der Theemaschine steht der Würfelkuder. Es ist jedoch die Sorte, von welcher 99 nicht 60 Stück aufs Hund gehen; denn die Geheimrätin weiß, daß der Hofrath Müller und der Rittmeister Fettkitz doch drei Stück zu jeder Tasse nehmen, gleichgültig, ob sie groß oder klein sind. Im silbernen Räumchen begleitet den Zucker eine Milch, deren verwandtschaftliche Beziehungen zum Brunnwasser sie zur Vermischung mit Thee ganz besonders geeignet machen.

1. In feiner Form befinden sich auf dem Theetisch:
  1. Die Beirührer, welche zusammengelappt sind, so daß der Reuling Butler darauf vernüthet.
  2. Geröstete Zwieback, die sich auch halten, falls sie nicht gegessen werden.
  3. Ein Zeller mit kaltem Aufschnitt, dessen eigentliche Bestimmung die Frühstücksentmeln des Hausherrn für die nächste Woche sind.
  4. Der Heringssalat — die *pièce de résistance*, zur Hauptsache aus Korinthen, einer Gurke und dem feingehackten Kalbsbraten vom letzten Sonntag bestehend.
  5. Die Eierkirschen. Drei thatsächliche, unlängbare Hühnerer werden, hart gekocht, in jedes in acht Theilchen zerlegt, so daß die gegenwärtig so außerordentlich beliebte Halbmondform entsteht. Auf jedem Schnittchen krümmt sich ein Sardellenanfang zu einer kunstvollen Spirale.
  6. Last not least: ein und ein halbes Duzend Theetassen, auf nur elf Personen gerechnet.

Während die ersten vier Nahrungsmittel sich zum Aufheben eignen und daher mehr die Rolle des Schaubröts spielen, werden die beiden letzten Nahrungsmittel der Vermeidung preis gegeben, weil sie sonst alt würden. Die Hausfrau gibt selbst das Signal hierzu, indem sie einen Theelöffel ohne Erbarmen zwischen den Fingern zerbricht und die Hälfte davon in den Mund schiebt, die andre aber liegen läßt.

Damit sind die materiellen Seiten der Festlichkeit übrigens noch nicht erledigt. Gegen das Ende wird der Hofmeister des Hausherrn vorgeführt und, da es bekanntlich die Eigenschaft der Säure ist, lustig zu machen, so bricht am ganzen Theetisch in Kürze eine ungeheure Heiterkeit aus.

Zur Umgehung des Theetisches gehört in erster Linie ein Geheimrath, dessen Frau, die Köchin, der eigentliche Hausherr ist. Kein Geheimrath, der ferner unter drei gleichgeleiteten Töchtern, welche außer dem Theecassen das Ertröthen und das Zellerherumreichen betorgen. An Appetitlosigkeit übertrifft sie den wohlgezogenen Gast. Die Geheimrätin aber ist das Auge des Theetisches. Sie versteht es, mit einem einzigen Blick, Zuckersüße, Auchensteller, Heringssalat, kalten Aufschnitt und die sammtlichen Eingeladenen mit allem was sie vor und an sich haben, zu mustern. Dabei hält sie die Zügel der Konversation fest in der arten Rechten.

Außer dem Hofrath und dem Rittmeister nebst Gattinnen ist ein zweiter Geheimrath aus demselben Ministerium, ein jungerer Gardeleutnant, der die Violine spielt und Witz macht, ein sehr subtiler Referendar, den die Geheimrätin einen Mann von den besten Sitten nennt, und der Professor da. Der letztere zeichnet sich nicht allein durch Gelehrsamkeit, sondern auch durch eine ungeheure gelbe Pinne und sehr siegesgewisse Manieren aus. Es ist nämlich eine Specialität der großen Gattung, der elegante Salonprofessor.

Winterfeld, der bekannte Humorist, sagte einmal von dem Berliner Theetisch, daß er sich zum englischen Theetisch verhalte, wie ein Sperling aus der Lüneburger Heide zu einer fetten pommerischen Gans. Unzählige Scherze hat er sich gefallen lassen.

Dennoch hat er auch seine großen Vorzüge, selbst unlängbare Verdienste

um die Gesellschaft, die über der sprichwörtlichen Rogerei, welche ihm eigen ist, niemals recht zur Geltung gekommen sind. Treten wir also seinen Lichtseiten näher, die uns seine ethische Bedeutung für die moderne Kultur werden erkennen lassen.

In der jüngst erschienenen Schrift eines Russen über das preussische Offizierscorps\*) ist Folgendes als Zugabe vom deutschen Familienleben gesagt: „Die Mehrzahl der deutschen Männer sieht es vor, die freie Zeit in einer Restauration, im Kreise von Freunden und bei dem unermesslichen Biertrau, kunsthaft zu Hause in der Familie zuzubringen. Jede Beschränkung der persönlichen Freiheit hassen, gestatten sich der Deutsche hier volle Freiheit. Mit zwei, drei Freunden hinter dem Tisch geborgen, urtheilt er tiefsinnig über den Stand der Dinge. So beschlaglich er sich in dieser Situation fühlt, so gewonnen und beherzt fühlt er sich in Gegenwart von Frauen und im allgemeinen in jeder gebotenen Gesellschaft, die er durchaus nicht liebt, und in der er nur deshalb erscheint, weil er sie für etwas ganz Besonderes, gemüthsmaßen eine Verpfichtung ansieht, der sich der Wirth seinen Bekannten gegenüber ein, zwei Mal im Jahre zu entledigen hat. Bei solchen Gelegenheiten hält es der Hausherr für ein unbedingt erforderliches gutes Tönen, seine Gäste mit einem durchaus überflüssigen Luxus zu umgeben, während er sonst für gewöhnlich in den aller-einfachsten Verhältnissen lebt. Infolge dessen werden meistens ungebetene Gäste durchaus nicht gern gesehen, weil einen Bekannten einzufach aufzunehmen, im allgemeinen als nicht schicklich gilt.“

Folgende Einwände sind hier am Platze:  
„Es ist doch nur ein Russe, der das sagt. Die Russen aber sind bekanntlich Barbaren, welche fünf Monate brauen, um Vienna zu nehmen, und die nur durch den Anblick ungeheurer Schneemassen so weit befeuert werden konnten, daß sie im Umkreise über den Balkan gingen. Wie kann ein Russe über deutsches Familienleben urtheilen!“

Barbaren sind indessen nicht. So ist es auch diesem hier ergangen. Er ist nämlich ein optimistischer Bewunderer unserer Zustände, durchaus für uns eingenommen und gewiß ganz ohne es zu ahnen, trifft er in keiner Hinsicht den Nagel an einer Stelle auf den Kopf, an welcher er uns weh thut.

Der Mann im Mond könnte nicht richtiger und nicht unparteiischer urtheilen. Ein erhabener trügerischer Luxus ist im Begriff, die deutsche Gastlichkeit zu ruinieren.

Diesen Luxus aber können dem Berliner Theetisch selbst seine erbittertesten Feinde nicht nachsagen. Die Einfachheit ist keine Parole und ungebetene Gäste mögen daran erscheinen, so oft sie wollen; die Theemaschine ist unerschöpflich und von den drei Eiern und den Theetassen bekommen sie immer noch etwas ab.

Die natürliche Folge von der Bescheidenheit der materiellen Seite des Berliner Theetisches aber ist es, daß die geistige sich um so mehr entfaltet. Bei den „geladenen“ Gesellschaften, wie sie uns Friedrich Wilhelm Müller in diesen Spalten geschildert hat, werden immer nur zwei vernünftige Worte gesprochen. Beide fallen am Schluss der Gesellschaft. Das eine geht von der Hausfrau aus und heißt „Gott sei Dank, diese Kompanie wäre abgemant“, das andre spricht draußen der Chor der Gäste, nachdem er die Himmelsmächte beim Bedienten befehlet hat, und es lautet: „Endlich glücklich überstanden; jedes Ding hat sein Ende.“

Am Theetisch geht's freilich anfangs auch einbilbig her. Die beiden Geheimräthe sind noch müde von dem Vortrag bei Excellenz, der spät nachmittags stattgefunden hat, der Hofrath glaubt die Gesellschaft noch zu vertreiben, um ihn anhören zu können; der Salonprofessor läßt sich überlegen, der Referendar fühlt sich bedrückt durch die Gegenwart der beiden Wäzler, der Rittmeister dreht sich den Schmirrbart und der Leutnant guckt seinen schönen Kousinen auf die weichen ästhetischen Hände, während sie jene ungläublichen Akrobatenstücke an der Theemaschine leisten.

Aber die Geheimrätin bringt das Gespräch bald in Gang. Gelesen wird fünf Minuten nach dem Anfang nichts mehr, das Spiel des Zellerherumreichens ermüdet binnen Kurzem, und es bleibt nichts übrig, als die Unterhaltung, namentlich, wenn die Damen in ihrer Handarbeit an die Stelle gelangen, wo sie ohne Hilfe ihrer Kammerfrau nicht mehr weiter können.

Der Hofrath hält seinen Augenblick für gekommen. Der Professor rüht sich, dessen Behauptungen zu widerlegen, die Geheimräthe ermahnen, der Leutnant hat sich satt gesehen und seine neuesten Kalauer fallen ihm ein; der Rittmeister macht das dankbare Publikum und der Referendarium schmeißt seinen beiden hohen Chefs, wenn sie irgend etwas sagen, das sich schwer beweisen läßt. Alle sind Leute, die in der Welt leben, viel hören und sehen, die meisten haben Geist und guten Willen, das Plauderhändchen recht amüßig zu machen. Sie kommen sämmtlich gern zu Rathe, weil sie es zwanglos thun dürfen, wenn es ihnen gerade paßt.

Seit auf den Ballen geschlendert und bei den Dinern gezecht wird, ist der Theecabend in Familie der Hort der feinen Sitten geworden, wo die jungen Leute ästhetische Lebensart lernen und die alten ein würdiges Erholungsstündchen feiern.

Ich habe Berliner Thees in ungemessener Zahl mitgemacht, aber ich würde mich ihrer selbst bei einem holländischen Hochzeitsschmause mit Schinjeuch erinnern. Ja, ich lernte sogar ein Haus kennen, in dem es nur Weinreis und Butterbröde gab, und in dem es doch reichend war.

„Wie aber haben Sie es mit ihrem Lunge gemacht?“ höre ich mich siegesgewiß befragen.

„Ganz einfach. Ich bin hinterdrein zu Haus“) gegangen und habe ein Beefsteak gegessen.“

Dies Beispiel kann ich zur Nachachtung empfehlen.

Der Bierzecht.

\*) Oberst von Knulbar in Wejenny Oberamt. Siehe X. v. Trugalski I. Beif. des Militärmedizinalrathe von 1878.  
\*) Eine bekannte Anekdote unter den Kindern.